

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben
in Ostasien e.V.



StuDeO - INFO



April 2005

**Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.
(StuDeO)**

侨居东亚生活资料集

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31

Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42

juristische Personen € 75

Konto des StuDeO Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFT
Kontoführung: Carl Friedrich, Schatzmeister

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments
in the form of checks – made out to Hilmar Haenisch /
StuDeO – to Hilmar Haenisch

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** an die Schriftführerin Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth / Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterinnen Renate Jährling oder ***

Impressum

HERAUSGEBER
Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-Infos erscheinen dreimal pro Jahr.

Redaktionsschluß jeweils 1. März / 1. August / 1. November

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau, z.Hd. von Renate Jährling.

Titelbild – Nach dem Aquarell „Der Fuji, von Kawaguchi aus gesehen“ von Toni Trapp, um 1944/45.

Toni Trapp geb. Zahn (geboren 13. Juli 1895, gestorben 15. August 1975) lebte von 1922 bis 1941 auf Java/Niederländisch-Indien und danach bis 1947 in Japan, das sie später noch oft besuchte.

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER

Dr. Dieter Lorenz-Meyer

STELLV. VORSITZENDE

Archiv-Sammelstelle

Renate Jährling

SCHATZMEISTER

Carl Friedrich

SCHRIFTFÜHRERIN

Karin Bolognino

REDAKTION

Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK

SONDERAUFGABEN

Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI

Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA

Pastor Reinhard Gilster

(*) Hinweis:** der Klarnamen des Autors
erscheint nur in der Druckausgabe

Liebe Mitglieder und Freunde des StuDeO!

Mit Bestürzung haben wir die Nachrichten und Bilder von der verheerenden Flutwelle in uns aufgenommen, die als Folge des schweren Seebebens im Indischen Ozean am 26. Dezember 2004 viele Küstenregionen der Anrainerstaaten verwüstete. Gerade wir sind besonders tief betroffen, kannten doch viele von uns die nunmehr zerstörten Landstriche aus eigener Anschauung. In tiefer Trauer gedenken wir der Opfer, deren kaum vorstellbare Zahl diese Naturkatastrophe zur schlimmsten seit Menschengedenken gemacht hat.

All denen unter uns, die Angehörige oder Freunde verloren haben, spreche ich auch an dieser Stelle unsere herzliche Anteilnahme aus. Ich selbst mag mir gar nicht ausmalen, was meinen Kindern geschehen wäre, wenn sie ihren Urlaub in Khao Lak/Thailand nicht erst ab dem 27. Dezember gebucht hätten.

Als überaus tröstlich empfinde ich das ungewöhnlich hohe Maß an internationaler Hilfsbereitschaft von privater und öffentlicher Seite, die den Opfern der Tsunami-Katastrophe entgegengebracht wird. Der persönliche Einsatz der vielen freiwilligen Helfer vor Ort verdient allerhöchste Anerkennung. Wir sind gern bereit, eingesandte Berichte zu veröffentlichen, und regen ausdrücklich an, sie an uns zu richten.

Mit dieser Anregung möchte ich zugleich dem Eindruck entgegenreten, das StuDeO würde sich ausschließlich mit der Vergangenheit beschäftigen. Natürlich sind wir historisch interessiert, aber was

sich „heute“ in den deutsch-ostasiatischen sowie in den deutsch-südostasiatischen Beziehungen ereignet, interessiert nicht minder. Aktuelle Berichte und Reportagen aus sämtlichen Ländern jener Region sind zumal für unser Archiv, aber auch für unsere Info-Hefte hochwillkommen. Das gilt nicht zuletzt für Korea, das in diesem Jahr Gastland auf der Frankfurter Buchmesse sowie Schwerpunktland bei den Asien-Pazifik-Wochen im Herbst in Berlin sein wird.

In diesem Sinne wäre ich allen Mitgliedern dankbar, wenn sie aus ihrer Erfahrung und ihren speziellen Interessen zu einem lebendigen Vereinsleben beitragen und dem StuDeO auch in Zukunft die Treue bewahren!

Ihnen allen wünsche ich viel Glück und Erfolg im Jahr des Hahnes!

Ihr
Dieter Lorenz-Meyer



*Japanische Tuschmalerei
„Hähnchen“ von Ursula
Correns geb. Vischer,*

Meine Besteigung des Fujinoyama im August 1900

Gustav Selig

(2. Folge) Da wir von dieser Station gern bald weiter wollten und zum Essen keinen rechten Appetit hatten, verschoben wir unser Frühstück bis zur nächsten Station und machten uns nüchtern auf den Weg. – Für dieses schöne Nachtquartier mußten wir jeder 1 Yen – 2,10 M – zahlen, ein netter Preis, aber vielleicht nicht zu viel, wenn man bedenkt, daß die Leute nur 2 Monate im Jahr etwas verdienen können. Es war mittlerweile ca. 6 Uhr geworden, und die Sonne stand schon, nachdem sie die dichten Wolken unter uns siegreich durchbrochen hatte, ziemlich hoch, so daß unsere durchgekühlten Körper schnell erwärmt wurden. Bis zur 3. Station fanden wir noch eine gewisse Pflanze, die ich sonst nirgends gesehen und auch nicht beschreiben kann, dann aber war es mit der Vegetation vorbei, und nichts als Lava und Felsen rings umher. – Von Station 2 ging der Weg nicht sehr steil erst gerade hinauf bis zur Station 2½, an diesen Punkten wurde, je nach Bedürfnis längere oder kürzere Rast gemacht. Zur Erfrischung wurde uns überall Wasser gereicht, kalt und ganz wohlschmeckend, welches dort oben auf merkwürdige Weise gewonnen wird. Auf dem Fuji liegt an manchen Stellen das ganze Jahr hindurch Schnee, so mußten wir schon zwischen der 7. u. 8. Station ein schmales Schneefeld überschreiten. Von dort holen die Leute den Schnee in Körben und packen ihn auf die Dächer ihrer Höhlen an den Öffnungen, durch die der Dampf abzieht, welcher den Schnee zum Schmelzen bringt, und dieses Schneewasser wird unten in Gefäßen aufgefangen. Bei längerer Rast steckten wir unsere diversen Getränke ebenfalls in den Schnee. – Trotzdem wir erst frühstückten, nachdem wir etwa 2½ St. auf schmalen Zickzackwegen beträchtlich gestiegen waren, schmeckte uns unser Mahl nicht so gut, wie auf ebener Erde oder auch auf niedrigeren Bergen, die Höhenluft machte sich schon bemerkbar und beeinflusste unseren Appetit. Cacao und gebratenes Huhn war das einzige, was uns reizte. Gegen 9 Uhr brachen wir wieder auf. Von unten zogen in Riesenschritten dichte weiße Wolken herauf, die aber nicht bis zu uns herankamen. Die Sonne brannte immer heißer und erhitzte uns bei dem anhaltenden Steigen sehr, so wurde der Weg bis zur 8. Station ohne etwas Bemerkenswertes zurückgelegt. Ab und an begegneten uns Wanderer, die von oben herunterkamen, oder wir wurden auch zu unserer Schande von Japanern überholt. Um 1 Uhr Mittags waren wir dicht von Wolken umhüllt, und schon ermahnten uns die Führer zu

schnellerem Steigen, da bald Regen kommen würde, aber mit dem Schnellsteigen war es aus, je höher hinauf, desto öfter mußten wir ruhen. Schließlich erreichten wir gegen 2 Uhr die 8. Station, wobei wir schon etwas Regen hatten in Kauf nehmen müssen. Kaum angelangt, begann es aber zu gießen, und wir waren froh, unter Dach zu sein. Nach Nr. 1 war dies die beste Station beim Aufstieg. Bei dem Regen fanden sich immer mehr Wanderer in dieser Herberge ein, u.a. eine wandernde Schauspielertruppe, die in ihrem Aussehen etwas an deutsche Markttreiber erinnerte. Diese Gesellschaft legte sich sofort zum Schlafen nieder und wollte erst am anderen Morgen den Aufstieg wagen, da der Leithammel der Herde zu sehr erschöpft war. – Auf Anraten der Führer überwandern wir uns, etwas zu essen, obgleich wir nicht den geringsten Appetit dazu hatten. Bei mir machten sich in den Schläfen starke Kopfschmerzen bemerkbar, und ohne es zu wissen und zu wollen, schlief ich ein. – Als ich nach etwa einer Stunde erwachte, hatte der Regen etwas nachgelassen, und obwohl sehr müde und zerschlagen, stimmten wir für den Weitermarsch. Jetzt aber begann das dicke Ende, und unter fürchterlichen Mühen schleppte ich mich weiter. Bald gesellte sich auch M. zu mir, da ihm die Luft ausging, nur H. stieg munter weiter und hatte nicht im geringsten zu leiden. Es ist etwas Merkwürdiges um diese dünne Luft, man atmet, holt noch einmal Luft, und immer ist es, als atmete man nichts ein und als ob es keine Luft mehr gäbe. Wenn ich vielleicht 100 Schritte gestiegen war, mußte ich 5 Minuten ruhen, wobei M. und ein sehr netter Führer mir Gesellschaft leisteten. – Der Kopfschmerz steigerte sich manchmal zur Unerträglichkeit, und ich fürchtete, Nasenbluten zu bekommen, was in der dünnen Luft häufig vorkommt. Am liebsten wäre ich umgekehrt, hätte ich nicht H., der sonst einen viel schwächeren Eindruck macht als ich, munter über mir klettern sehen. So schämte ich mich meiner Schwäche, und unter den aufmunternden Worten des mich begleitenden Führers sowie den Zurufen derer von oben schleppte ich mich weiter und kam auch schließlich ans Ziel. Bei diesem letzten Aufstieg trafen zwei Ursachen zusammen, die die Sache so erschwerten. Erstens die dünne Luft und dann der über alle Maßen beschwerliche Weg. Teilweise mit Händen und Füßen kletternd, über große Felsblöcke hinweg und an Abgründen vorbei, kamen wir langsam vorwärts; hätte ein Stein, auf den wir den Fuß setzten, nachgegeben oder wären wir etwas

vom rechten Wege abgekommen, so hätte die Sache leicht ein böses Ende nehmen können, aber Gott sei gedankt, wir sind gesund wiedergekehrt. Trotz meines Unwohlseins mußte ich der uns umgebenden Natur meine Bewunderung zollen. Wir selbst stiegen in einer Schlucht hinauf, und zu beiden Seiten ragte der Berg noch hoch empor. – Felsblöcke, oft größer noch als Häuser, lagen wild durcheinander; es mußten dort einst gewaltige Naturkräfte gewütet haben, und wir armen Menschenkinder kamen uns so winzig vor und schrumpften in ein Nichts zusammen. – Auf dem Gipfel angelangt, tranken wir zuerst aus dem gerade an unserem Ankunftspunkte liegenden Ginsui, d.h. Silberbrunnen. Das eiskalte, ganz klare Wasser, welches wir in diesen Lavafelsen nicht erwartet hatten, erfrischte uns sehr und hob den gesunden Mut. Natürlich kostete auch dieses Wasser etwas, denn ganz umsonst sind dort oben nur die Lavasteine. Dann begannen wir den Krater zu umgehen, um an die Ostseite des Berges zu gelangen, wo das Schlaflogis etwas besser sein sollte. Wenngleich ich mich etwas besser fühlte, mußte ich doch häufig ruhen, da es wieder bergauf und bergab ging. – Auf einem Bergkegel, den wir überschritten, waren von Pilgern überall Felsblöcke aufeinander getürmt, unregelmäßig in ihrer Gestalt und eigenartig in ihren Formen, wegen ihrer Menge erinnerten sie an einen Friedhof, und doch waren es nur Freudensteine, von betenden Menschen errichtet. – Von diesem Bergkegel gingen wir auf einem äußerst gefährlichen Weg hinab, der an der Außenseite des Kraters hinführte und vielleicht 20 cm breit war. Links hielten wir uns am Berge, und rechts konnte man fast in einer Tour den ganzen Fuji hinunterfallen. Am nächsten Gipfel angelangt, bot sich uns ein merkwürdiger Anblick. Der Berg dampfte über und über, und der Boden war so heiß, daß es kaum möglich war, die Steine zu berühren, ganz unmöglich aber, in die ziemlich lockere Erde hineinzufassen. Ein Ei ließe sich dort in wenigen Minuten kochen, wie uns unsere Führer bestätigten. – Wir waren froh, nach etwa 10 Minuten langer Wanderung diesen Boden hinter uns zu haben, denn die Füße wurden unerträglich warm. Nach weiteren 10 Minuten hatten wir vielleicht ein Drittel des Kraters umschritten und waren auch bei unserem Hotel angelangt, es ähnelte dem der letzten Nacht, nur fehlten Fenster gänzlich. M. und ich legten uns sofort zum Schlafen nieder, während H. noch bis zum Abend umhergestreift ist und viel Schönes gesehen hat. Leider verschliefen wir den Sonnenuntergang, der wunderschön gewesen sein soll, welches Versäumnis mir heute noch leid tut. H. war um die Zeit zu weit entfernt, um uns wecken zu können. – Wir wurden erst munter, als die

kalte Nachtluft hereinströmte, denn sofort nach dem Sinken der Sonne begann es zu frieren und wurde bitterkalt. H. war mittlerweile nach Haus gekommen; zum Essen hatte niemand Appetit, wir kauten nur etwas Chocolate und versuchten, wieder einzuschlafen. Mein Kopfweh wurde aber immer ärger, und trotz des Ruhens pochte das Herz wie nach einer großen Anstrengung. Die Führer hatten sich auch niedergelegt, und bald schnarchten die fünf mit dem Hotelbesitzer um die Wette. Nur wir armen drei Vergnügungsreisenden fanden und fanden keinen Schlummer. – Vor einem kleinen Tempel in der Wand gerade über mir brannte die ewige Lampe und verbreitete etwas Helligkeit. Herrn M. kühlte ich den Kopf einige Male mit Eau de Cologne, ich selbst trank kalten Tee, aber nichts trug zur Linderung der Qual bei; diese Nacht von 7 Uhr abends bis ½5 Uhr morgens vergesse ich nicht. Wir hatten uns nur der Stiefel entledigt, lagen in vollem Zeuge (gewaschen hatten wir uns seit Sonnabend Morgen nicht) noch in 2 Mäntel gehüllt auf dem harten Lager und rollten immer näher zusammen, um uns gegenseitig zu erwärmen, aber es gelang nicht. – Ich schildere Euch die Schattenseiten der Reise so genau, damit Ihr ungefähr denken könnt, wie herrlich es dort in der Höhe sein muß, da ich trotz allem Ausgestandenen an Heimweh dorthin leide und später noch einmal hinaufgehen werde. – Es ist ein eigenes Gefühl, welches einem dort oben beschleicht, und eine stille Zufriedenheit überkommt den Menschen, die vergessen läßt, daß es unten eine andere Welt voll Treiben und Hasten giebt. Dort oben ist tiefster Friede. – Doch zurück zu unserem Nachtquartier. Nachdem wir häufig nach der Uhr gesehen, konstatierten wir endlich mit vieler Freude die 4. Morgenstunde. Schon stand auch der Wirt auf und machte Feuer an, nun kam zu allem Ungemach noch der Rauch, der keinen Abzug in der ringsherum geschlossenen Höhle fand und den Aufenthalt gänzlich verdarb. Durch die inzwischen zur Seite geschobene Haustür drang ein eisiger Wind herein, schnell schlüpfen wir in unsere Stiefel, die über Nacht in der Nähe des Eingangs gestanden hatten, wodurch sie gänzlich durchgekältet und steif geworden waren. So liefen wir klappernd und stampfend vor unserer Herberge und den anderen Höhlen, die Ihr auf einem der gesandten Photos gut sehen könnt, auf und ab, wobei sich unseren Augen das erhabenste und gewaltigste Schauspiel bot, was ich bis jetzt gesehen habe. – Beschreiben kann ich alles nur annähernd und muß es Eurer Fantasie überlassen, sich das Ganze auszumalen. – Auf halber Bergeshöhe, also tief unter uns, lag eine dicke undurchdringliche Wolkenschicht, weiß wie Schnee oder wie aufgeplusterte Watte aussehend.

Aus dieser Wolkenschicht ragten hier und dort andere hohe Berggipfel gleich Inseln hervor. Über dem Ganzen schwebte ein geheimnisvolles Halbdunkel, und ein trübes bläuliches Licht ließ alles in ungewissen Fernen erscheinen. Ab und an teilte sich die Wolkenmasse unter uns und gestattete einen Blick auf die Erde, die noch tief im Dunkeln lag. – Inzwischen hatte sich im Osten eine Veränderung vollzogen, die immer mehr durchdrang. Während der Himmel zuerst eine bläulich-gelbe Färbung gezeigt hatte, ging dieselbe ganz allmählich in rot über, und dann und wann schoß es wie ein Strahl über die Wolkenmassen hin, dieselben leicht rötend. – Langsam, nur langsam wickelte sich das Ganze vor unsern Augen ab, und, in Gedanken versunken auf einem Felsblock sitzend, weidete ich mich an dem Schauspiel. Von unten herauf tönten die Glöckchen der Pilger, die in den

dem Gipfel zunächst gelegenen Stationen übernachtet hatten oder auch wohl die ganze Nacht hindurch gestiegen waren. Alle eilten schnell der Höhe zu, um den großen Moment des aufgehenden Tagesgestirns dort mit zu erleben. Schon standen überall erwartungsvolle, Gebete murmelnde Japaner mit nach Osten gewandtem Gesicht; gesprochen wurde kaum, und doch war eine gewisse Unruhe bemerkbar, wie vor einem großen zu erwartenden Ereignis. – Langsam hatte sich das Rosenrot am Himmel in Gold verwandelt, in selten geschauter Farbenpracht, aber noch war ich mir nicht klar über die Stelle, wo der erste Strahl hervorbrechen würde. Wir faßten uns in Geduld und suchten die Zeit mit allerlei prosaischen Beschäftigungen hinzubringen, die uns nebenbei auch erwärmten. –

(Fortsetzung folgt)

Unsere chinesische Dienerschaft 1. Teil

Edith Heinisch-Lindmeyer

In all den Jahren, die unsere Familie mit Unterbrechungen in China gelebt hat, gehörten Diener und Amahs zu unserem Haushalt. Mal waren es mehr, mal weniger, je nach dem, ob die Familie vollzählig in China lebte oder nicht. Ersteres gab es nur bis zu unserer Repatriierung nach dem 1. Weltkrieg 1919. Ich war damals vier Jahre alt. Manches aus dieser Zeit ist in meinem Gedächtnis noch lebendig. Es sind eher einzelne Bilder, Momentaufnahmen, vervollständigt durch Berichte der Eltern und der älteren Geschwister.

Denke ich aber an meine späteren Jahre – zunächst von 1925 bis 1927 und dann noch einmal von 1934 bis 1938 – in Hankow, dann sind die Erinnerungen an Geschehnisse, bei denen oft unsere Dienerschaft eine Rolle spielte, zumeist recht lebhaft. Ihre Gesichter nicht nur, sondern auch ihre Eigenarten haben – mal mehr, mal weniger genau – im Gedächtnis ihren Platz. Sind es aus den ersten Lebensjahren, wie gesagt, vereinzelt Eindrücke, so fügen sich später vermehrt Ereignisse zu bleibender Erinnerung zusammen. Am lebendigsten aber ist die Zeit nach dem Abitur, als ich wieder „zu Hause“ leben konnte. Das war, wie gesagt, ab 1934. Ich war nun erwachsen. Es folgten besonders schöne Jahre, in denen ich das Leben um mich herum ganz bewußt wahrnahm, und dazu gehörte im engsten Kreis vor allem unsere Dienerschaft. Zurück in die allerersten Kinderjahre. Verständlicherweise war es meine Amah, die mich betreute und mit der mein kleines Leben am engsten verbunden war. Sie besaß durchaus neben meinen



Dienerschaft aus einem deutschen Haushalt in Hankow um 1935
Quelle: StuDeO-Fotothek P4840

Eltern Erziehungsbefugnisse, und manche Zurechtweisung hat mich getroffen. Sie pflegte, wenn nötig, indigniert zu sagen: „Naughty Baby“. Sie hütete mich liebevoll, war immer verfügbar und brachte mir Chinesisch bei. Alle Amahs gingen so mit den ihnen anvertrauten Kindern um.

Als ich mit zehn Jahren wieder in Hankow eintraf, war auch Amah da zum Empfang. Sie war alt geworden, hatte ein zerknittertes, gelbes Gesicht und roch – das stellte ich sogleich fest – wie früher: nicht schlecht, aber unverkennbar nach Amah. Vater hatte sie kurz vor unserer Ankunft getroffen und sie auf ihre Bitte hin wieder eingestellt, nun nicht mehr als Kinder-Amah, sondern als Wasch-

Amah. Daß sie mich weiterhin als ihr „hsiao hai-tse“ (Kind) betrachtete, konnte man ihr nicht abgewöhnen. Gingen die Eltern abends aus, erschien sie mit ihrer wattierten Bettrolle, breitete sie vor meinem Bett aus und schlief auf dem Boden, bis Master und Missie wiederkamen. Dann verschwand sie still in den Servant Quarters. Meine Mutter fand das höchst überflüssig, Amah jedoch ließ sich nicht beirren. Ich nahm es dankbar hin, und Vater amüsierte sich.

Und nach dieser treuen Seele hatte ich einst in einem Anflug von Bockigkeit getreten, und zwar so unglücklich, daß sie sich auf ihren Lilienfüßen nicht halten konnte und hinfiel. Das hat mir von meinem Vater, sonst die Nachsicht selbst, eine gehörige Tracht Prügel eingetragen. Unbotmäßigkeiten gegenüber der Dienerschaft wurden nicht toleriert. Das merkte man sich.

Schon als kleines Kind liebte ich „Chinese Chow“ (chinesisches Essen). Der Koch wußte das natürlich. (Was wußten die Diener nicht über jeden von uns!) Wann immer es sich machen ließ, nahm er mich mit in die Küche. Dort wurden morgens um 10 Uhr und abends um 6 Uhr die köstlichsten Gerichte für die Belegschaft gezaubert, viel leckerere als langweiliges Baby-Essen. Auf seinem Schoß sitzend, aßen wir miteinander aus seiner Schale, mit seinen Stäbchen – umschichtig: mal er, mal ich. Wenn ich satt war, rülpten wir beide genüsslich, sehr zur Freude der versammelten Dienerschaft. Der Koch sagte: „Hao-la, chi bao-la (Schön – du bist satt),“ und das war’s. So erwischte uns

nerwetter, wir hatten verbotswidrig gehandelt. Hygiene war in diesem Land, wo man immer wieder an Magen- und Darmgeschichten erkrankte, oberstes Gebot. Dennoch ließ es sich kaum vermeiden, daß man „du-tse bu-hao“ (Bauchweh) bekam.

Vollends unvereinbar schienen die Reinlichkeitsbedürfnisse europäischer Prägung mit chinesischer Auffassung in folgendem Fall. Mutter kommt bei einem ihrer Inspektionsgänge unvermutet in die Küche und sieht den Koch auf einem Schemel sitzen, vor sich beide Füße in einer Schüssel mit Seifenwasser. So weit, so gut – wenn sie nicht Mutters Kuchenschüssel gewesen wäre, jüngst aus Deutschland gekommen. Auch das war zu viel!

Wann immer derlei passiert, scheint das Verständnis für chinesisches Verhalten ins Wanken zu geraten. Und doch haben es unsere Eltern immer wieder verstanden, sich nicht zu sehr aufzuregen und schließlich zu akzeptieren, was nicht zu ändern war. Jedenfalls führte dieser Vorfall weder zu einer Kündigung noch zu nachhaltigem Ärger, obwohl Mutter – wieder einmal – angedroht hatte, im Wiederholungsfall in den Yangtse zu gehen, der breit und gelb an unserem Haus vorbeifloß. Vater pflegte dann zu sagen: „Mudi, tu das nicht. Der Yangtse ist viel zu schmutzig, und außerdem kannst Du nicht schwimmen.“ Nachzutragen bleibt, daß der Koch eine eigene Waschsüssel für seine Füße bekam, die gründlich gereinigte Kuchenschüssel aber weiterhin der Herstellung von Backwaren diente, deren Qualität stadtbekannt war.



Blick auf deutsche Handelshäuser in Hankow am Yangtse, 1925, links: Deutsch-Asiatische Bank (DAB) Quelle: StuDeO-Fotothek P4861

„Number One“ war immer der Boy. Er stand dem übrigen Personal vor. Er war verantwortlich für den reibungslosen Ablauf des Haushalts. Es folgten Koch und Kuli. Als wir Kinder noch klein waren, gab es die Amah für die ersten Lebensjahre. Eine weitere war für die Wäsche zuständig. Der

Garten mußte von einem Gärtner besorgt werden. So war es eine ganze Riege, die aber nur zum Teil in den Servant Quarters untergebracht war. Andere hatten ihre „fang-tse“ (Wohnung) in der Chinesenstadt und erschienen nur von Fall zu Fall. Jedermann wußte, daß sich die Diener neben ihren

„wages“ (Löhnen) zusätzliche Einnahmequellen sicherten, und zwar auf Kosten ihrer Brotgeber. Der sog. „squeeze“ (aus Dritten „herausgepreßter“ Nebenverdienst) entsprach uraltem chinesischem Brauch. Er war wie eine Steuer, die sie von unsereins erhoben. Man tat gut daran, daran nichts grundsätzlich ändern zu wollen. Es gab aber immer wieder Neuankömmlinge, die versuchten, diese chinesische Sitte – oder Unsitte, wie sie erbost meinten – abschaffen zu können. Natürlich ohne Erfolg. Sie gelangten nämlich in den Ruf, „stingy“ (geizig) zu sein. Und so etwas sprach sich in der örtlichen Dienergilde herum. Sie wurden boykottiert, keiner wollte in ihre Dienste treten.

Den „squeeze“ hat noch niemand besiegt. Je reformrabiater wir Ausländer mit unserer möglicherweise überlegenen Ethik meinten, die Chinesen ändern zu können, um so mehr erlitten wir Schiffbruch: Krach mit den Dienstboten, schlechtes Ansehen bei den Chinesen im allgemeinen und letzten Endes auch das Gespött der „Old China Hands“, die wir bis zu einem gewissen Grade Sitten und Gebräuche des Landes respektierten, waren die Folge. Bis zu einem gewissen Grad! Denn wie meist bei unterschiedlichen Auffassungen gab es auch in solchen Fällen „agreements“. Die galt es zu beachten – auf beiden Seiten. Man gab seinen Leuten einen akzeptablen Spielraum, ihre Gewohnheiten auszuleben, im Sinne von: „bis hierher und nicht weiter“. Stillschweigend wurden einvernehmlich Grenzen gesetzt. Erst wenn diese überschritten waren, mußte eingegriffen werden.

Unsere Eltern hatten wohl eine glückliche Hand, Ärger mit der Dienerschaft gab es selten. Es war damals üblich, daß der Koch alle Lebensmittel einkaufte. Und mit ihm mußte anhand eines Anschreibbuches abgerechnet werden, was Aufgabe unserer Mutter war. Von Zeit zu Zeit erging ihr Ruf: „Cook, come in, wantchie makie count (wollen abrechnen)!“

Nun hatten wir einmal einen Koch, den eine kleine Abnormität behinderte. Darunter litt er. Aus seinem linken Daumen wuchs ihm nämlich noch ein kleiner, den er nervös zu verstecken suchte, wann immer man mit ihm zu tun hatte. Armer Kerl, es verunsicherte ihn, besonders dann, wenn er zur Abrechnung zitiert wurde.

Der also steht neben Mutter und reicht ihr das bewußte Buch. Vater und ich sind nach nebenan entschwinden, lauschen gespannt dem nun folgenden Dialog. Mutter, die Posten durchgehend, schüttelt alsbald den Kopf: „Cook – how fashion (wie kommt das?), this belong too much.“ Der Betrag für Gemüse oder Fleisch wird beanstandet, Mutter reduziert ihn. Koch: „Allright Missie.“ So geht es weiter, und immer wieder Mutter: „This is too

much.“ Der Koch spielt nervös mit seinem kleinen Daumen und akzeptiert nach wiederholter eindringlicher Ermahnung die vorgenommenen Abstriche. Der Koch nimmt sein Buch zurück und sagt: „Yes, Missie, this fashion can do (so kann es gehen).“

Natürlich hat er trotz Streichungen seinen „squeeze“ gemacht, natürlich hat er Mutters Vorgehen gutgeheißen, denn nur der Dumme hätte den geforderten Preis ohne Handeln gezahlt. Mutter hatte ihrer Kontrollpflicht genügt, das übliche Spiel war beendet, zufrieden waren sie beide. Und wir, Vater und ich, hatten unseren Spaß gehabt. Mutter bemerkt unsere Heiterkeit und sagt – scheinbar ungehalten: „Ihr solltet Euch schämen, der Koch und ich verstehen uns.“ Klar, jeder spricht perfekt Pidgin.

Unsere Diener sprachen alle diese in einfachster Form auf den Punkt gebrachte „Sprache“. Wir Kinder konnten uns natürlich auch chinesisches verständigen, die Alten haben das nie vermocht. Einiges ist mir über alle Jahre geläufig geblieben. Als ich nach vielen, vielen Jahren nun als Touristin wieder in China war, konnte ich mich auf Reisen ganz gut ohne Dolmetscher durchschlagen.

Der Sechsfinger-Koch hatte etwas Neues eingeführt, das sich als vorteilhaft erweisen sollte. Er hatte sich zu seiner Unterstützung einen jungen Hilfskoch zugelegt – auf seine Rechnung, wie er beteuerte. Lächerlich, durch geschickten „squeeze“ waren natürlich wir es, die ihn – wie gering auch immer – entlohnten. Der Koch war auch recht alt geworden, also waren wir einverstanden. Der Hilfskoch, den wir in Abwandlung seines chinesischen Namens Emil nannten, war geschickt und lernte rasch. Klein von Statur mit struppigen Haaren bewegte er sich wieselflink und unaufdringlich durch die Wohnung. Seine Sprachkenntnisse waren gering, und es dauerte eine gewisse Zeit, ehe ihm selbst Pidgin über die Lippen kam, denn meistens war er stumm, klapperte mit den Augendeckeln und gab nur durch Kopfnicken oder -schütteln zu verstehen, daß er wenigstens halbwegs begriffen habe. Er war ausgesprochen schüchtern, wir gaben ihm einen Beinamen, Emil das Kind. Ich glaube, er war längst nicht zwanzig Jahre alt. Aber er konnte kochen! Das stellte sich sehr bald heraus.

Nichts ist für einen Chinesen wichtiger, als sein Gesicht zu wahren, nichts peinlicher, als es zu verlieren. Es ihnen zu erhalten, auch für uns im Umgang mit ihnen eine wichtige Aufgabe.

Wir hatten einmal einen Kuli, der war neu. Er hatte so tief herabhängende Augenlider, daß er nur sehen konnte, wenn er seinen Kopf weit zurücklehnte. Das sah ungemein komisch aus. Ich war damals zwölf Jahre alt, und es machte mir großes Vergnü-

gen, ihn zu kopieren, wann immer sich Gelegenheit dazu bot. Richtete etwa jemand eine Frage an mich und war mir danach, warf ich ruckartig den Kopf in den Nacken, plierte hochnäsiger in die Gegend und fragte heuchlerisch: „Is' was?“ Allseitiges Gelächter war mir sicher.

Wie gesagt, der Kuli war neu. Es kam zu einem Test. Eines Morgens vermißte Vater eine 5-Dollarnote, die er am Vorabend auf seinen Nachttisch unter den Wecker gelegt hatte. Das pflegte er zu tun, wenn er abends seine Taschen leerte. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück will er den Schein einstecken, der ist aber nicht da. Die Fenster sind inzwischen geöffnet, die Betten aufgedeckt. Also ist der Kuli schon tätig gewesen. Das Familienpalaver beginnt, wir suchen zu dritt. Das Geld bleibt verschwunden. Sollte der Kuli? Der Verdacht scheint berechtigt. Nur er kommt in Frage. Also wird er vorsichtig vernommen, ob er nicht vielleicht wüßte - Kopf nach hinten gedrückt, die Antwort: „No, Master, my no save (ich weiß von nichts)“ Was tun? Vater hat eine Idee: „Kuli, sieh doch mal nach, ob der Wind den Schein unter mein Bett geweht hat!“

Wiederholt schon hatten wir da vergeblich nachgesehen. Doch jetzt kommt's. Der Kuli eilt ins Schlafzimmer, ist bald wieder zurück, die Dollarnote in der Hand. Große Freude: „Master, have catchie he (hab ihn gefunden)!“ Na also!

Und die Moral von der Geschichte? Der Master hatte zu erkennen gegeben, wen er verdächtigte, aber er hatte ihm eine Chance gegeben. Der hatte verstanden und sein Gesicht gewahrt. Mit ihm gab es nie mehr Schwierigkeiten. „Loosie face“ ist eine ernste Sache. – Natürlich liefen nicht alle Zwischenfälle so glimpflich ab. Es gab auch handfeste Auseinandersetzungen, wenn der gegenseitige Respekt aussetzte.

In den frühen Jahren hatten wir einen Jagdhund, einen schönen Hund. Vater war ein großer Jäger vor dem Herrn. Wir alle waren Bessy zugetan. Gewisse Unarten jedoch wurden ihr nachgesagt, wie folgende Geschichte beweist.

Damals war es üblich, daß die Köche, vom Markt kommend, ihre Fleischeinkäufe unverpackt an einem Haken heimtrugen. Bessy nun hatte eines Tages so ein saftiges Stück weggeschnappt und war nach Hause gerannt, einen wütend schimpfenden fremden Koch hinter sich her. Es gab keinen Zweifel, Bessy leckte sich genüsslich die Lippen und Vater mußte zahlen. Einem on dit zufolge wiederholte Bessy ihre Untat. Auch die wurde bereinigt. Aber dann häuften sich die Vorfälle in befremdlicher Weise. Vater argwöhnte Verrat, hielt das ganze für eine schnöde Erpressung (zumal Bessy nachweislich nicht draußen gewesen war) und verweigerte jegliche Entschädigung. Man verstand. Die Köche hatten es zu weit getrieben. Weitere Reklamationen blieben aus. Jedermanns Gesicht war gewahrt.

Bessy war weiblichen Geschlechts und war befreundet mit einem schönen Jagdhund in der Nachbarschaft. Sie besuchten einander zu Zeiten, was dann nicht ohne Folgen blieb. Trotz größter Vorsicht unsererseits, sah Bessy des öfteren Mutterfreuden entgegen, was unsere Mutter jedesmal seufzen ließ: „Nein, nicht schon wieder!“ Doch – sie kamen, die Jungen. Bessys Jungen – bei dem Vater! – galten als besonders hübsch und waren begehrt.

Doch zunächst mußten sie kupiert werden. Wir kannten einen Diener im Freundeskreis, der sich darauf spezialisiert hatte. Er wird hergebeten. Vater überreicht ihm ein sauberes Taschentuch – „to begin with“. Der erste Schwanz ist fällig. Das Tuch geschickt darübergestülpt, den kleinen Hundekörper fest im Griff und – ein herzhafter Biß mit starken Zähnen. Erledigt! Die Prozedur wiederholt sich – je nach Stärke des Wurfs, wonach sich naturgemäß auch das „Honorar“ richtet. Wie man abermals sieht, verstehen es die Chinesen, aus mancherlei noch nebenher ein Geschäft zu machen. In diesem Fall waren kräftige Zähne vonnöten. Und die haben sie, besonders die Nordchinesen.

Erinnerungen an meine Kindheit in Soerabaja und an unser Hauspersonal

Manfred Müller

Mit zu meinen ersten Erinnerungen gehört unser Haus in der Embong Tangjong 17 (dub-jublas). Es war ein großes eingeschossiges Gebäude im klassischen kolonialen Baustil. Zwei Drittel der Vorderfront nahm eine breite Marmortreppe mit sechs Stufen ein. Oben angekommen, betrat man eine

überdachte Vorhalle, von der man in einen großen Vorraum gelangte, dem sich unser Wohn- und Eßzimmer anschloß. In einer Ecke hatte meine Mutter ihren Schreibtisch stehen, von dem aus sie uns Kinder und das Personal dirigierte sowie das Hauswesen organisierte.

Meine Eltern gehörten sicherlich zu den bessersitu-
ierten Europäern, was unserer Familie einen mehr
oder minder großzügigen Lebenszuschnitt ermög-
lichte, der freilich für die sogenannten Koloniaieu-
ropäer nicht ungewöhnlich war. Deren Einkommen
lag vergleichsweise sehr hoch, während das der
meisten zugleich erheblich genügsameren Javaner
eher gering war.

So beschäftigten meine Eltern acht Bedienstete:
Einen sereng, das war Djojo Sasmito – hier rechts
im Bild, ein Javaner wohl aus guter, alter Familie,
über dessen Abstammung und Herkunft jedoch
gerätselt wurde, ohne daß Klarheit zu gewinnen
war. Er war der Mittler zwischen den übrigen ma-
laiischen Angestellten und meinem Vater, dem
tuan besar (wörtlich: „großer Herr“, also „Herr des
Hauses“). Dazu gehörten der Chauffeur Urip, ein
Gärtner, die coocky Siti und mehrere Reinemach-
und Waschfrauen, babus, und zwei Hausjungen,
Sulejman und Karto.



Von dem Gärtner schwärmten meine Eltern, er
brauche nur einen Spazierstock in die Erde zu stek-
ken, um daraus eine Pflanze wachsen zu lassen.
Mit dem Chauffeur dagegen gab es ständig Ärger.
Er befolgte nur die Anweisungen meines Vaters,
nicht die meiner Mutter. Da Vater aber sehr häufig
und auch lange unterwegs war, konnte es nicht
gelingen, sich mit dieser Eigenheit zu arrangieren.
Also entließ meine Mutter Urip, der allerdings,
sobald Vater wiederkam, wieder eingestellt werden

mußte. – Kismet: „Mann hat eingestellt, deshalb
kann Frau nicht entlassen.“ Eine besondere Stel-
lung nahm Juffrouw Fitje, eine Ambonesin, ein.
Sie war unser Kindermädchen, welches sich rüh-
rend um uns kümmerte.

Mit Javanern auf der Straße und mit unserem Per-
sonal sprachen wir malaiisch. Mit Holländern,
unseren Spielkameraden und untereinander unter-
hielten wir Geschwister uns holländisch. Zuhause,
vor allem mit den Eltern, mußten wir allerdings
deutsch sprechen. Ohne daß es uns Mühe bereitet
hätte, sind wir auf diese Weise dreisprachig – ich
darf sagen: mit drei Muttersprachen! – aufgewach-
sen. Wir wechselten einfach die Sprache mit dem
jeweiligen Gesprächspartner.

Von ihrem Schreibtisch aus führte meine Mutter,
wie gesagt, ihre Geschäfte und – ihre Auseinander-
setzungen, wenn denn solche notwendig wurden.
Wohl am häufigsten waren es Nachforschungen
nach verschwundenen Dingen, meist nach Geld,
natürlich nur in kleiner Münze. Die Dienstboten
beteiligten sich emsig an der Suche, und meist
fanden sie sogar das Vermißte.

Es gab da ganz listige Tricks: Herumliegendes
Geld zum Beispiel wanderte jeden Tag ein wenig
weiter auf dem Schreibtisch herum, dann vom
Schreibtisch auf einen Nachbartisch und schließ-
lich immer weiter weg. Wenn schon bald etwas
vermißt wurde, „fand“ man es in der Nähe. Wenn
es aber erst hinlänglich spät vermißt wurde, war es
vielleicht nicht mehr auffindbar. Genau erinnern
konnte sich dann aber sowieso niemand mehr.
Ebenso erging es begehrten Flascheninhalten, die
sich von allein „verflüchtigten“. Selbst wenn Mut-
ter eine Markierung auf dem Etikett angebracht
hatte, ließ sich zwar der Schwund registrieren.
Aber Täter gab es natürlich keine. Alles lief halt
still und heimlich und immer mit einem freundli-
chen Lächeln ab.

Ist das nicht eigentlich ein liebenswertes Verfah-
ren, mag man es nun die „kleine Unehrlichkeit“
oder die „augenzwinkernde Ehrlichkeit“ nennen?

Die älteste Schülerin der KWS Shanghai ist gestorben

In memoriam meiner Eltern Gisella und Ladislav Hudec

Martin Hudec

Die Wurzeln meiner Mutter, Gisella Hudec geb.
Meyer, in China gehen bis in das Jahr 1873 zurück,
als ihr Großvater, Ernest W. Tisdall aus Schott-
land, als Kapitän eines Handelsschiffs nach China
kam. Dieses Schiff brachte, wie weitere Schiffe

auch, Nahrungsmittel nach China und transportier-
te chinesische Exportartikel (Baumwolle, Seide,
Wolfram und andere Rohstoffe) nach Europa. Da
er China liebte, entschloß er sich, Kapitän auf ei-
nem der Schiffe der „China Merchants Steamship

Company“ zu werden, die Passagiere und Fracht zwischen Canton und Hongkong im Süden und Taku Bar, dem Hafen von Tientsin, im Norden transportierten. Diese Schiffe liefen mehrere Häfen entlang der chinesischen Küste an. Die Besatzungsmitglieder auf dem Schiff von Gisellas Großvater waren, abgesehen von einigen Offizieren, durchweg Chinesen.

Auch ihre schottische Großmutter, Isabella Duff, gehört zu Gisellas Wurzeln im alten China. Als sie 1874 ihren Bruder, Thomas W. Duff, in Chinkiang am Yangtse-Fluß besuchte, lernte sie dort Ernest W. Tisdall kennen und heiratete ihn 1875. Das junge Paar ließ sich in Shanghai nieder, wo Isabella Tisdall bis zu ihrem Tod 1937 (94jährig) wohnen blieb. Wir beerdigten sie auf dem Bubbling Well Road-Friedhof und errichteten auf ihrem Grab eine große Marmorstatue. Sie war bei ihren Dienern und Amahs so beliebt gewesen, daß sie an ihr Grab kamen, um dort zu beten und Blumen niederzulegen. Das berührte uns tief, weil es bewies, welchen Respekt Buddhisten ihren Toten gegenüber beweisen. Angesichts dieses Respekts den Ahnen gegenüber finde ich es mehr als bedauerlich, daß dieser Friedhof von der neuen Regierung vollständig planiert und in einen Park umgewandelt wurde.

Isabel, die älteste der vier Tisdall-Kinder, heiratete den Kaufmann Carl Theodor Meyer aus Bremen, der als Angestellter der Bremer Firma Ehlers & Co., die in Shanghai die Vertretung von BASF (Badische Anilin- und Sodafabrik AG) innehatte, 1885 nach Shanghai kam. Damals stellte China bereits Baumwollstoffe von guter Qualität her, aber man war dort noch nicht in der Lage, Farbstoffe herzustellen, die sich beim Waschen nicht verfärben. Firma Ehlers verkaufte daher ganze Schiffsladungen von waschechten Farbstoffen. Carl Theodor Meyer arbeitete sich hoch bis zum Eigentümer der Firma in Shanghai, bei der er insgesamt fünfzig Jahre lang tätig war. Fast alle Angestellten waren Chinesen, was auch auf dem Firmenfoto zu erkennen ist. Der Inhaber steht im Hintergrund in der Mitte. Einige der sog. „compradores“, die sich mit der Verteilung der Farbstoffe an die chinesischen Baumwollhändler befaßten, wurden recht wohlhabend.

Meine Mutter, Gisella Isabel Meyer, wurde als jüngere von zwei Töchtern am 14. April 1902 in Shanghai geboren. Sie schrieb 1996 über sich selbst: „Ich wurde in Shanghai geboren und lebte dort 46 Jahre lang. Da wir immer nach Japan oder nach Europa reisten, um den heißen und feuchten Shanghaiern zu entfliehen, bin ich acht Mal über Sibirien gereist und vierzehn Mal mit dem Schiff über Suez nach Europa gefahren. Als

Kinder lebten wir in einem großen Haus in der Ave. Paul Bruenat (nach dem 1. Weltkrieg in Ave. Joffre umbenannt). Dieses Haus wurde 1914 durch die Franzosen beschlagnahmt und an Chinesen verkauft. Ich besuchte die Kaiser-Wilhelm-Schule in Shanghai von 1908 bis 1914. Der Ausbruch des 1. Weltkriegs überraschte meine Mutter, meine Schwester Eileen und mich in Deutschland, während mein Vater Carl Theodor Meyer in Shanghai zurück geblieben war. Er war dort der Leiter von Ehlers & Co. und wurde von den Franzosen während des gesamten Krieges in einem Camp in der Chinesenstadt von Shanghai interniert. Ich habe meinen Vater 6 Jahre lang, von 1914 bis 1920, nicht gesehen. Von 1914 bis 1919 habe ich eine Internatsschule in Potsdam besucht, und zwar das Kaiserin-Augusta-Stift.

Nach meiner Rückkehr nach Shanghai begegnete ich Ladislav Edward Hudec, und wir heirateten 1922. Mein Mann war halb slowakischer, halb deutscher Abstammung. Er hatte 1914 gerade sein Architekturstudium an der Universität Budapest abgeschlossen, als der Krieg ausbrach, und so wurde er in die Österreichisch-Ungarische Armee eingezogen. Während seines Dienstes als Artillerieoffizier an der russischen Front geriet er in russische Gefangenschaft und wurde in ein Kriegsgefangenen-Lager in Khabarovsk in Sibirien nahe der chinesischen Grenze eingeliefert. 1918, als der Krieg noch andauerte, gelang es ihm, während der Tumulte der Russischen Revolution (Rote gegen Weiße) zu fliehen und Shanghai zu erreichen. Hier trat er in die Architekturfirma von Mr. Curry, einem Amerikaner, ein. Als sein erstes Projekt gestaltete er den Amerikanischen Club in Shanghai. Etwa 1924 gründete er seine eigene Architekturfirma, und sein erster Vertrag umfaßte den Bau des Country Hospital. Das ermöglichte ihm, sein erstes Haus in der Lucerne Road zu errichten. In unserer Nähe wohnte Mr. Luthy, ein Schweizer, der die Straße nach seiner Heimatstadt benannt hatte. Etwas weiter entfernt befand sich der Schweizer Club, und in der gleichen Straße baute mein Mann ein großes Haus für einen wohlhabenden Norweger, Herrn Hoenke.

1931 verkauften wir unser Haus an die Shanghai Power Co., eine amerikanische Firma, und mein



Gisella Isabel Hudec geb. Meyer, Shanghai um 1940

Quelle:

StuDeO-Fotothek P4699



Belegschaft der Firma Ehlert & Co. bei einer Feier in Shanghai 1911

Quelle: StuDeO-Fotothek P4780

Mann baute für uns ein neues großes Haus in der Columbia Road 57, das noch existiert und von der chinesischen Regierung als Schule für Hotelangestellte verwendet wird

Mein Mann errichtete auch das neun Stockwerke große Hubertus Apartment Haus in der Great Western Road 103, in dessen Parterrewohnung wir nach dem Verkauf unseres Hauses in der Columbia Road eingezogen sind. Wir lebten dort bis zu unserer Ausreise aus China im Jahre 1947. Die Chinesen konfiszierten das Gebäude, und jetzt ist es ein Hotel, das Da Hua Guest House. Auch unser anderer Besitz wurde konfisziert: die Avenue Apartments, das Lafayette Cinema, Chekiang Cinema und ein großer Teil des Grundstückes in Hangchow Bay in Chapoo.“

Mein Vater, Ladislav Edward Hudec (1893-1958), der „Meister Architekt, dessen innovativer und eleganter Stil der Shanghaier Architektur einen wahren flair gab“, wie Tess Johnston in „Western Architecture in old Shanghai“ (1992) innerhalb ihrer Buchreihe „A Last Look“ schreibt, hat in seinem fast dreißigjährigen Aufenthalt in Shanghai – wie bereits erwähnt – zahlreiche bedeutende Gebäude sowie Apartment- und sonstige Wohnhäuser gebaut. Außer den obengenannten Gebäu-

den seien noch erwähnt: das Park Hotel am Race Course, das Grand Theater, die U.B. Brauerei, die Chapei Power Station, das I.S.S. Apartment Building (Ecke Ave. Joffre und Route Ferguson), die Residenz an der Columbia Rd. für den Finanzminister Sun Fo, das China Baptist Office Building an der Yuen Ming Rd., die neue Deutsche Evangelische Kirche (1932, inzwischen abgerissen, heute steht dort das Hilton Hotel), die Moore-Memorial Church, das Isis Theater, mehrere Privathäuser in Hungjao.

Ich kam 1923, mein Bruder Theodor 1925 in Shanghai zur Welt. Im Sommer 1928 reiste die Familie nach München zu meinen Großeltern mütterlicherseits. Mein Vater wollte Brauereien besichtigen, da er von der englischen Firma „U.B. Breweries“ den Auftrag bekommen hatte, eine große Brauerei in Shanghai zu bauen. Während des Aufenthaltes in München kam meine Schwester Alessa zur Welt, und kurz darauf erkrankte meine Mutter an Typhus. Nach monatelanger Krankheit konnte die Familie im Februar 1929 mit dem HAPAG-Dampfer „Burgenland“ nach Shanghai zurückkehren. Es war das einzige Mal, daß meine Mutter in ihrem langen Leben ernstlich krank war. Die Sommermonate verlebte sie mit uns Kindern

entweder in München bei den Großeltern, in Unzen bei Nagasaki oder in Karuizawa. Sie mochte Japan sehr gern, weil sie die Menschen so sauber, ehrlich und freundlich fand. Meine Mutter war sehr sportlich und ist in unseren Sommerferien in Japan viel geschwommen und hat lange Radtouren mit uns Kindern gemacht, während mein Vater mit meiner Großmutter Golf spielen ging. Den 2. Weltkrieg verbrachten wir in unserer Wohnung im Hubertus Court in Shanghai, nachdem wir unser schönes Haus in der Columbia Road an das Deutsche Generalkonsulat vermietet hatten. Als sich abzeichnete, daß Mao gewinnen werde, zogen meine Eltern nach Lugano. Die Berliner Blockade ließ meine Eltern einen 3. Weltkrieg befürchten. Sie übersiedelten deshalb 1948 nach Berkeley/Kalifornien, wo mein Vater 1958 starb. Danach zog meine Mutter noch zweimal um: und zwar zunächst 1968 zu ihrer Schwester Eileen nach Reit im Winkel und schließlich 1982 – nunmehr achtzigjährig – an die kanadische Westküste, wo sie ein Haus in Strandnähe erwarb. Sie spazierte gern am Meer entlang, und es bereitete ihr Freude, die Möwen zu füttern. Sie wollte unbedingt bis zu ihrem Tod in diesem Haus wohnen bleiben, und das hat sie auch geschafft. Sie starb am 20. November 2004 ohne Schmerzen in ihrem eigenen Bett im Alter von 102 Jahren nach einem langen, abwechslungsreichen, rundum erfüllten Leben!



*Deutsche Evangelische Kirche Shanghai,
Architekt L. Hudek, errichtet 1932
Quelle: StuDeO-Fotothek P4735*

Die „Hindenburg-Schule“ in Harbin

Helene Kühl

Die deutsche Schule in Harbin (Mandschurei) – sie hieß „Hindenburg-Schule“ – wurde gegen Ende der zwanziger Jahre auf Privatinitiative einiger dort ansässiger Deutscher gegründet, in deren Familien schulpflichtige Kinder heranwuchsen. Zunächst umfaßte sie nur einen Kindergarten und ein paar Grundschulklassen. Im Laufe der Jahre entwickelte sie sich dann aber zu einer vollständigen Grund- und einer sechsklassigen Realschule.

Ich selbst kam 1932 als Zehnjährige in die „Hindenburg-Schule“. Meine Erinnerungen sind infolgedessen mehr persönlicher Natur, auch wenn mein Vater, Professor Alexander Redlich, später dem Lehrkörper angehörte und ich nach absolvierter Schulzeit deren letzten Leiter, Dr. Karl Kühl, heiratete.

Soweit ich weiß, wurde die Schule von der Deutschen Gemeinde und später auch mit Zuschüssen des Auswärtigen Amtes finanziert. Ein eigenes Schulhaus gab es nicht; der Unterricht fand in einem angemieteten mehrstöckigen Gebäude statt, in

welchem sich auch die Räumlichkeiten der Gemeinde befanden. Über die Tätigkeit der Schule wurde in regelmäßig erscheinenden Jahresberichten informiert.

In den Anfangsjahren bestand der Lehrkörper aus Peter Hildebrand, der einer wolgadeutschen Familie angehörte und nach einiger Zeit nach Brasilien auswanderte, und Arthur Bender, der im Verlauf des 1. Weltkriegs nach Harbin gelangt war. Leiter der Schule war zunächst Kurt Krutenat aus Königsberg oder Umgebung. Er war mit Zeitvertrag vom Auswärtigen Amt entsandt worden und kehrte 1934 nach Deutschland zurück. Der Kindergarten wurde meiner Erinnerung nach während der gesamten Zeit, in der die Schule bestand, von Elsa Rogenhagen und Lydia Schiewe geleitet, beide Baltendeutsche und in Harbin ansässig.

Die Zahl der Schüler stieg schnell an. Sie setzten sich nicht nur aus deutschen Kindern zusammen, sondern auch aus Kindern von anderen in Harbin tätigen Ausländern, darunter russische Emigranten,

Wolga- und Wolhynien-Deutsche sowie Chinesen. Die russischen Emigranten bildeten einen hohen Anteil an der Bevölkerung Harbins, da die Stadt infolge des Baus der Eisenbahnlinie um die Jahrhundertwende von Russen gegründet und nach der russischen Revolution 1917 das Ziel wahrer Flüchtlingsströme aus Rußland wurde.

Nach 1933 veränderte sich die Zusammensetzung der Schüler beträchtlich, zum einen wegen des Wegzugs jüdischer Familien, zum anderen wegen der Restriktionen hinsichtlich des Besuchs ausländischer Schulen, welche die Japaner nach der Besetzung der Mandschurei eingeführt hatten.

Auch der Lehrkörper veränderte sich allmählich: Kurt Krutenat wurde durch Paul Dörr abgelöst, der neu aus Deutschland kam. Arthur Bender schied



Hindenburg-Schule in Harbin, 1940
Quelle: StuDeO Fotothek P4790

aus, mein Vater übernahm die naturwissenschaftlichen Fächer, und Pastor Hermann Rosin, der 1934 aus Deutschland an die deutsche evangelische Gemeinde entsandt worden war, gab Unterricht in Latein, Religion und Zeichnen.

Da die Schule inzwischen so weit angewachsen war, daß Prüfungen zur Obersekundareife anstanden, wurde ein Schulleiter mit akademischer Ausbildung gesucht. Und so löste im Jahre 1937 mein späterer Ehemann Paul Dörr ab, der nach kurzem Aufenthalt in Deutschland 1939 an die Deutsche Schule in Kobe versetzt wurde. Zur Abnahme der besagten Prüfungen kam jeweils Dr. Gottfried Weiß von der Deutschen Schule aus Peking. Für den Unterricht an den Grundschulklassen kam 1937 Eugen Schill, der leider schon 1939 wieder abschied, als er von einem Deutschland-Urlaub nicht mehr zurückkehren konnte.

Der Kriegsausbruch 1939 brachte einschneidende Veränderungen in Harbin. Viele Vertreter deutscher

Firmen und viele Ausländer verließen allmählich die Mandschurei, was sich auch auf das Leben der deutschen Gemeinde und der deutschen Schule auswirkte. Neue Lehrkräfte aus Deutschland konnten nicht mehr entsandt werden. Mehrere Mitglieder der Gemeinde sprangen freiwillig als Helfer ein. Den Sprachunterricht in Englisch, Russisch und Japanisch übernahmen lokale Kräfte.

Das Ende der „Hindenburg-Schule“ wie auch das der deutschen Gemeinde kam abrupt im August 1945, als die Rote Armee die Mandschurei besetzte. Schule, Gemeinde und Konsulat wurden geplündert, viele Gemeindemitglieder wurden vom NKWD verhaftet und in die UdSSR verschleppt, darunter auch mein Ehemann und mein Vater, die beide die russischen Lager nicht überlebten.



Ehemalige Hindenburg-Schule in Harbin, 1993
Quelle: StuDeO Fotothek P4791

Nach 1945 verließen nach und nach alle Deutschen und alle sonstigen Ausländer die Mandschurei, die russischen Emigranten kehrten zum Teil nach Rußland zurück oder suchten Asyl in verschiedenen Ländern der westlichen Welt. Die Stadt Harbin verlor alle Spuren des europäischen Lebens und ihren vormals sehr starken russischen Anstrich.

Für mich selbst gab es ein Wiedersehen im Jahre 1993, als ich zwei Wochen lang in Harbin den Spuren meiner Erinnerung nachging. Das Gebäude, in der wir zur Schule gingen, stand noch, beherbergte aber eine kleine Fabrik mit der Fertigung in den Kellerräumen und vielen Verwaltungsräumen im Erdgeschoß und im oberen Stockwerk. Ich wurde, wie überall in China üblich, sehr freundlich aufgenommen, mit Tee bewirtet und durfte das ganze Gebäude besichtigen. An der Fassade war der Schriftzug „Hindenburg-Schule“ noch zu erkennen! Wir ehemaligen Schüler aber waren längst in der ganzen Welt verstreut.

Erinnerungen eines damals Vierzehnjährigen an das Kriegsende in Kobe

Hans Otto Rittich

Zur Vorgeschichte: Ich wurde 1930 als viertes und jüngstes Kind des Missionarseehepaars Karl Robert und Johanna Rittich in Huta Salem nahe dem Tobasee auf Sumatra geboren. Als deutsche Truppen am 10. Mai 1940 in Holland einmarschierten, wurde mein Vater – wie die meisten in Niederländisch-Indien lebenden deutschen Männer – am selben Tag noch interniert, während meine Mutter und ich zunächst in unserem Haus wohnen bleiben durften (meine Geschwister besuchten seinerzeit in Deutschland die Schule). Später kamen wir in die Bibelschule nach Laguboti, die zum Lager umfunktioniert worden war, und dann in das „Schutzlager“ Raja. Im Juni 1941 verließen wir Sumatra auf dem japanischen kombinierten Fracht- und Fahrgast-Schiff „Makassar Maru“, um via Japan und weitere Stationen im Fernen Osten auf dem Landweg nach Deutschland zu reisen. Wegen des Kriegsbeginns mit Rußland am 22. Juni 1941 endete unsere Reise aber in Kobe, wo wir – wie viele andere Frauen und Kinder aus Niederländisch-Indien – bis 1947 festsäßen. –

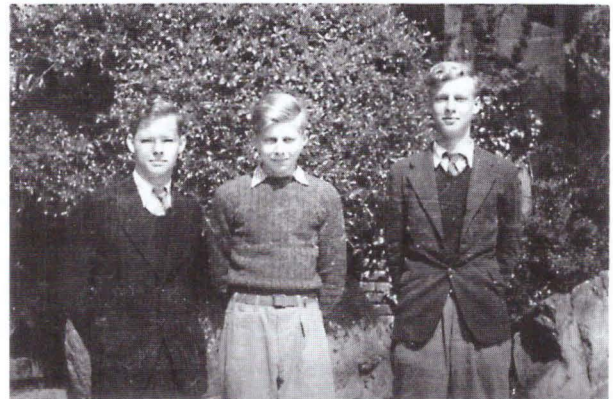
Der Krieg rückte näher (1944), und die Gemeinde Kobe hatte beschlossen, die Flüchtlingsfrauen aus dem engeren Stadtgebiet Kobe zu evakuieren. Für uns wurde in Ashiya am Fuße des Rokko-san ein Haus, am Siedlungsrand gelegen, gefunden. Es gehörte einem steinreichen Japaner, der es gebaut hatte, es jetzt aber, nach dem Tod seiner Frau, nicht mehr benötigte. Es lag in einem Kiefernain, hatte einen geradezu riesigen Garten und war somit – wie zu hoffen – weniger etwaigen Luftangriffen ausgesetzt.

Wir kamen geradezu in eine andere Welt! Mutter und ich hatten ein großes Zimmer nach Westen im ersten Stock. Ein Fenster ging bis zum Boden, und man schaute von dort direkt in den Garten. Für uns Kinder war es wie im Paradies, in dem großen Garten konnte man wunderbar spielen. Nahebei, im Tal, konnten wir in einem Teich schwimmen, der für die Bewässerung der dortigen Reisfelder angelegt war. Im Garten haben wir Gemüse angebaut. Der sterile Sandboden mußte aber zweimal am Tage mit verdünnter Jauche gedüngt werden, um Erfolg zu haben.

Aber leider, leider wurde das Klima zwischen den Bewohnern immer schlechter. Häufig gab es Zank und Streit. Ich wollte das lange nicht wahrhaben, war die Umgebung ansonsten doch so schön! Bald

wurde Mutter erlaubt, aus dem Haus in Ashiyagawa aus- und bei Familie Dieterich einzuziehen. Da Streitigkeiten in den Wohngemeinschaften der Flüchtlingsfrauen an der Tagesordnung waren, waren solche Umzüge zu jener Zeit eigentlich streng verboten. Dieterichs waren nach Ashiya-shi (so hieß die Bahnstation) evakuiert und wohnten jetzt in einem geräumigen Haus mit Türmen und Zinnen, nahe am Meer. Mutter und ich hatten nun eigene Zimmer, im Haus gab es noch mehr leerstehende Räume.

Ich erinnere mich noch lebhaft an den Umzug. Es ging damals recht primitiv zu: man lud die Habseligkeiten auf einen von Hand gezogenen Wagen, das war's. Viel besaßen wir ja nicht, so war der Umzug nicht so umständlich.



*Hans Otto Rittich, Niko Kehrmann, Ulrich Delacamp,
Kobe um 1945*

Bei Dieterichs, die aus Hamburg stammten, wurden wir herzlich aufgenommen. Herr Theodor Dieterich arbeitete als Kaufmann in Kobe. Seine Frau war eine Pfarrerstochter. Sie hatten drei Kinder. Die beiden Mädchen, Bertchen und Ruth, waren etwas jünger als ich, Bertchen war eine Klasse unter mir, Ruth zwei Klassen. Mit ihrem jüngeren Bruder, der damals erst etwa zwei Jahre alt war, hatte ich kaum Kontakt.

In Dieterichs Wohnzimmer stand ein großes Radio mit elektrischem Plattenspieler, das war damals etwas ganz besonderes. Es gab schöne Platten, vor allem Mozarts „Kleine Nachtmusik“ habe ich damals kennengelernt. Sie umfaßte vier Platten, und ich habe sie sehr gerne und oft gehört. Das war gewissermaßen mein erster Zugang zur klassischen Musik.

Dieterichs hatten auf dem Rokko-san ein Sommerhaus. Wir sind oft hinaufgefahren und haben Sachen dahin gebracht, denn man rechnete damit, früher oder später wegen möglicher Luftangriffe dorthin ausweichen zu müssen.

Im Frühjahr 1945 gab es dann tatsächlich die ersten Luftangriffe! Die amerikanischen Bomber griffen in großer Höhe an. Man erkannte die Flugzeugpuls leicht an den Kondensstreifen, die die Flugzeuge hinter sich herzogen. Zunächst wurden die Hafenanlagen und militärische Ziele angegriffen. Die Wohngebiete blieben noch weitgehend verschont.

An den ersten Großangriff auf Kobe erinnere ich mich noch gut. Wir standen auf einer der „Zinnen“ des Hauses, von wo wir Kobe liegen sahen. Es war dunkel, und man konnte die Bomber nur hören. Dann wurden die Brandbomben abgeworfen. Die Amerikaner verwendeten in Japan überwiegend leichte Brandbomben. Sie waren etwa 50 cm lang, hatten einen sechseckigen Querschnitt und waren teils mit einer Masse aus Benzin und Gelatine, teils mit Phosphor gefüllt. Nachts wurden sie wie Christbäume sichtbar: Ein heller Punkt löste sich vom Flugzeug, der sich dann nach unten immer wieder teilte. So ging schließlich ein wahrer Feuerregen nieder. Bei Erdberührung verlosch der helle Schein für eine oder zwei Sekunden, um dann um so heller aufzuleuchten. Es war schrecklich anzusehen, denn in dem jetzt auflodernden Feuer waren ja Menschen, die nun zusehen mußten, wie sie dem Flammenmeer entfliehen konnten.

Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß unsere Lehrerin, Fräulein Ursula Reinhard, ausgebombt war. Sie wohnte in einem japanischen Häuschen nur wenige Meter von unserer ersten Bleibe in Kitano-cho entfernt. Das ganze Viertel lag in Schutt und Asche. Fräulein Reinhard aber blieb unverletzt, weil sie sich in der Nähe bei Schrobitz in einem Unterstand in Sicherheit gebracht hatte. Das Haus, in dem wir zuerst untergekommen waren, hatte die Bombardierung(en) offenbar überstanden; wir haben es 1991 bei unserem Kobe-Besuch wiedergefunden.

Irgendwann im März 1945 gab es für unsere Klasse einen besonderen Termin in der Schule in Kobe: Wir sollten unsere Anmeldung für die Prüfung der Mittleren Reife schriftlich an das Innenministerium in Berlin abgeben. Morgens gab es Voralarm. Im Radio wurde durchgegeben, welche Orte die Flugzeuge ansteuerten, wobei aber die historischen Städtenamen fielen. So hieß z.B. Tokyo wieder wie früher Edo. Herr Dieterich, der dem Schulverein angehörte, riet mir ab, in die Stadt zu fahren. Vermutlich werde der Angriff ganz nahe bei uns erfolgen. Und so kam es auch: Wir hörten bald die

Bombenexplosionen in unmittelbarer Nachbarschaft: Keine 4 km von uns entfernt lag eine Flugzeugfabrik, die Schnellbahn nach Kobe fuhr direkt daran vorbei. Und so war es nur vernünftig gewesen, nicht in die Stadt zu fahren.

Nach dem Angriff war klar, daß wir nicht in Ashiya bleiben konnten. Wir würden auf den Rokko-san ausweichen. So stand der nächste Umzug an. Im Rokko-san-Hotel sollte ein Schülerheim eingerichtet werden, wo Mutter die hauswirtschaftliche Leitung übernehmen sollte. Wie das genau lief mit den Plänen und Entscheidungen, kann ich heute nicht mehr sagen, aber „irgendwie“ war nach dem Angriff sonnenklar, daß es nun dort hinaufging.

Ich nahm das Fahrrad, zurrte unsere Kochkiste mit den ersten Sachen auf dem Gepäckträger fest und fuhr in Richtung Rokko-san. Das waren zunächst knapp 10 km auf der Hauptverbindungsstraße zwischen Osaka und Kobe in Richtung Kobe, dann ging es rechts ab auf die Berge zu. An der Standseilbahn (Cable Car) angekommen, stellte ich fest, daß der Bahnbetrieb wegen Stromausfall eingestellt war. So blieb mir nichts anderes übrig, als das mit der vollen Kochkiste beladene Fahrrad auf den Bahnschienen hochzuschieben. Der Höhenunterschied von rund 600 m war nach gut einer Stunde geschafft.

Jetzt mußte das Heim eingerichtet werden. Das Hotel hatte einige Jahre leer gestanden, alles war ziemlich feucht und muffig, ein gründlicher Hausputz stand bevor. Frau Rexhäuser, die auch aus Niederländisch-Indien kam, wurde Mutter zur Seite gestellt und half fleißig beim Putzen. In den Frühlingstagen erfreuten wir uns beim Einrichten sehr an den schönen Zweigen der wilden Azaleen, die wir draußen schnitten und im Zimmer aufstellten.

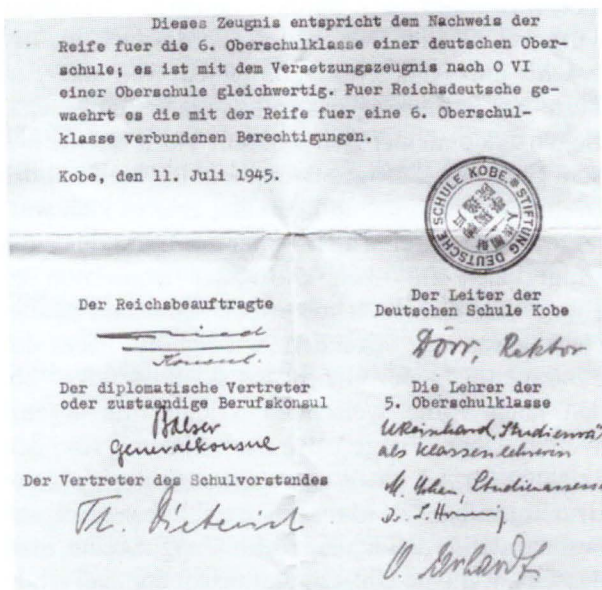
Bald ging der Schulbetrieb los. Das Heim war ausschließlich für unsere Klasse eingerichtet worden, weil wir noch die Prüfung zur Mittleren Reife ablegen sollten. Hier oben in den Bergen konnte der Unterricht störungsfrei ablaufen. Ich erinnere mich noch daran, daß wir während des Unterrichts aus dem Fenster auf die amerikanischen Jagdbomber herabsahen, wenn sie gerade wieder einen Angriff auf Kobe flogen. Die Bergkette des Rokko-san steigt ja unmittelbar hinter dem Stadtgebiet von Kobe auf.

Der Krieg in Europa ging nun zu Ende. Führers Geburtstag am 20. April 1945 wurde im Deutschen Klub noch groß gefeiert. Wenig später, Ende April, wurde im Wehrmichtsbericht der Tod Adolf Hitlers bekanntgegeben: Er sei, mit einer Panzerfaust bewaffnet, in die vorderste Linie gegangen und sei davon nicht zurückgekehrt. Es gab eine

Trauerfeier im Deutschen Klub.

Die Prüfung fand im Juli statt. Es war recht aufregend, war damit doch die Mittlere Reife verbunden und die Versetzung in die Klasse O VI der Deutschen Oberschule. Tatsächlich war es aber die „Abschlußprüfung“, denn mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches hatte die Deutsche Schule Kobe ebenfalls aufgehört zu bestehen. Eigenartigerweise hat der Vertreter des Reiches das Zeugnis noch mit unterschrieben, obwohl es doch gar nicht mehr bestand.

Die Schule war zu Ende, das Dritte Reich auch, und die Japaner allein im Krieg gegen die ganze Welt. Sie brüsteten sich jetzt gegenüber uns Deut-



H. O. Rittichs Abschlußzeugnis der Deutschen Schule Kobe vom 11. Juli 1945 (Ausschnitt)

schen: Ihr habt kapituliert, jetzt werden wir den Krieg alleine gewinnen.

Die amerikanischen Luftangriffe wurden jetzt zunehmend heftiger und grausamer. Das Rokkosan-Hotel wurde in ein Heim für Ausgebombte umfunktioniert. Mutter hatte weiterhin die hauswirtschaftliche Leitung und durfte sehen, wie sie Mahlzeiten für die neuen Bewohner auf den Tisch brachte. Die Lebensmittel wurden drei- bis viermal in der Woche mit dem Rucksack von Kobe heraufgebracht. Das war nun mein neuer Job. Zusammen mit den anderen Jungen gleichen Alters zog ich morgens los. Wenn Strom da war, konnten wir mit der Cable Car fahren, sonst mußten wir zu Fuß hinunterlaufen. Das machte uns nicht viel aus, wir rannten im Dauerlauf die „Ice road“ hinter oder auf den Treppen des Schienenbettes und schafften die Strecke in etwa einer halben Stunde. Dann ging es zum Deutschen Klub nach Kobe, wo die Lebensmittelverteilungsstelle, Haikju auf Japanisch, angesiedelt war, und zogen dann mit den dort erhaltenen Lebensmitteln mittags wieder den Berg hinauf. Von der Schnellbahnstation Rokkosan ging es zunächst etwa 3 km auf einer betonierten Straße zur Cable Car-Station und dann meist zu Fuß auf den Schienen via Bergstation zum Hotel. In der glühenden Mittagshitze kostete das manchen Tropfen Schweiß. Oben angekommen, freuten wir uns dann auf ein erholsames Bad im „Garbenteich“, einem von Herrn Garben, einem leitenden Mitarbeiter der Firma C. Illies & Co., angelegten Teich, der uns allen als Schwimmbad diente. Hier traf man sich, tauschte Neuigkeiten aus, sah und wurde gesehen.

Im Dienst auf U-183

Fridolin Berthel

Als ich im Januar 1945 gemeinsam mit Herbert Mohrhähner von der deutschen Marine-Funkstelle im japanischen Kurort Kamakura zu U-183 (Kommandant: Kapitänleutnant Schneewind) abkommandiert wurde und in Kobe an Bord ging, war ich mit einundzwanzig Jahren der Benjamin an Bord, und so bekam ich neben meinen Aufgaben als Funkgefreiter auch den zusätzlichen Job als „U-Backschafter“. Das heißt, ich durfte bei der Essensausgabe die Unteroffiziere in ihrer Messe bedienen.

Der beschränkte Raum im U-Boot zwang jeden Matrosen, die Koje mit einem anderen zu teilen. Während der eine Dienst tat oder einer zusätzlichen Aufgabe nachging, konnte sein Partner schla-

fen. Die Kojen waren, zwei oder drei übereinander angeordnet, zu beiden Seiten des Bootes angebracht und mit Kunstleder bezogen. Jeder besaß zwar ein eigenes Laken, aber die Decken mußte man sich teilen.

Für mich war jedoch keine Koje vorgesehen. Ich schlug meine Schlafstelle auf Kisten auf, die zwischen den Kojen im Mannschafts-Wohnraum im vorderen Bootsteil neben funktionsfähigen Torpedos gestapelt waren. Das machte mir aber gar nichts aus, denn dazu war ich, wenn meine Schlafenszeit kam, viel zu müde.

Wer in der Kriegsmarine in der Laufbahn IV Fk als Funker seinen Dienst verrichtete, galt bei den Kameraden als zur „Intelligenz der Flotte“ gehörend.

Es war die einzige Laufbahn, zu der Brillenträger zugelassen waren. Man bekam Maschinenzulage und durfte trotzdem nicht zu schweren Arbeiten herangezogen werden, weil die Hände ihre Geschmeidigkeit, bei der Bedienung der Tastatur des Funkgerätes von großer Bedeutung, nicht verlieren durften.

Hier war ich nun, Funkgefreiter mit Abitur, Auslandsdeutscher aus Shanghai, fließend Englisch und Französisch als Fremdsprachen sprechend, dazu fähig, mich auf Chinesisch und Japanisch zu verständigen, Brillenträger und „Intelligenz der Flotte“ mit dem Vornamen Fridolin und U-Backschafter: Es blieb gar nicht aus, daß mich die Bootsmaate und Bootsmänner frotzelten. Hier kamen mir meine drei Jahre im Knabeninternat von Sankt Gallen zugute. Ich blieb keine Antwort schuldig, wenn es auch manchmal etwas länger dauerte, bis man den Sinn meiner Riposten begriff. Das Hin und Her entwickelte sich zu einem lustigen Zeitvertreib und machte mich zumindest bei denen, die mithalten konnten, recht beliebt.

Wir hatten zwar Torpedos an Bord, aber unsere primäre Aufgabe war zunächst nicht, U-Bootskrieg zu führen, sondern Verbindungen aufrechtzuerhalten. Wir wichen den durch unser Naxos-Gerät georteten feindlichen Radarquellen aus, tauchten ab, wenn die Impulse eine feindliche Einheit in der Nähe vermuten ließen, oder liefen bei schwachen Impulsen genau entgegengesetzt ab und boten von hinten eine möglichst kleine Silhouette. Wenn wir „in den Keller“ gingen, also tauchten, konnte unser Boot ohne größere Probleme eine Tauchtiefe von 200 m erreichen. Dann konnte es allerdings passieren, daß hier und dort eine kleine Niete platzte und feine Wasserstrahlen ins Boot spritzten. Die Stellen wurden markiert und später abgedichtet. Die alliierten U-Boote waren damals nur für eine Tauchtiefe von maximal 100 m gebaut, deshalb waren die Engländer sehr daran interessiert, eines unserer Boote in die Hände zu bekommen, um den Stahl der Druckkörper analysieren zu können.

Während der Fahrt nach Java vermied U-183 tunlichst die Gewässer in der Nähe der Philippinen, weil diese von Einheiten der US-Navy beherrscht waren. Andererseits waren das Ostchinesische Meer und die Straße zwischen Formosa (heute Taiwan) und dem chinesischen Festland nicht besonders tief, die Passage also recht gefährlich. Wir durchquerten sie bei möglichst schneller Überwasserfahrt nachts. Die winterkalten Gewässer um Japan blieben zurück, es wurde immer wärmer, je mehr wir uns dem Äquator näherten. Der südliche Sternenhimmel über uns und das in der Südsee typische Meeresleuchten, während das Boot die See durchschnitt, alles das ergreifend romantisch,

wenn nur nicht Krieg gewesen wäre.

Entgegen der landläufigen Meinung hatten es die U-Bootleute gar nicht gern, wenn das Boot „in den Keller“ ging, also tauchte. Alle zogen die Überwasserfahrt vor. Wenn also der Matrose, der auf dem Turm das Naxos-Gerät* bediente, schon bei geringen Radar-Impulsen Meldung machte und das Boot abtauchte, wurde er von der Mannschaft kritisiert. Ich nahm mir das zu Herzen, und so kam es, daß ich meinen „Bolzen gedreht“ habe, ein Marineausdruck für „Mist bauen“. Als indirekte Folge ebendieses „Bolzens“ habe ich allerdings den Krieg überlebt.

Während einer unserer schnellen nächtlichen Überwasserfahrten durch seichte Gewässer herrschte Not am Mann. Ich wurde nach meiner Wache am Funkgerät zum ersten Mal auf den Turm zur Bedienung des Naxos-Geräts eingesetzt. Gegen Ende meiner Zeit auf dem Turm ertönte aus dem Gerät ein kräftiges Brummen. Ich hielt mit der Drehbewegung inne und horchte, aber es kam weiter nichts. Ich drehte also weiter am Gerät, bis nach einiger Zeit ein noch kräftigerer Brummtönen zu hören war. Nun hielt ich wieder inne und zählte. Nach etwa 19 Sekunden wiederholte sich das Brummen. Mit der Hand deckte ich „Mücke“ ab, den nach vorne weisenden Trichter für 8 cm-Wellen. Über „Fliege“, den nach hinten weisenden Trichter für 13 cm-Wellen, wiederholte sich der Brummtönen bei 19. Mein unverzeihlicher „Bolzen“ bestand darin, daß ich keine Meldung machte, statt dessen auf meine Uhr sah und feststellte, daß ich in sechs Minuten abgelöst werden sollte. Als die Ablösung kam, sagte ich beiläufig, daß etwas „in dieser Richtung“ nicht stimme, und kletterte ins Boot hinunter. Kaum war ich unten, ertönte das Zeichen für Alarmtauchen, und die Turmbesatzung glitt entlang der Halterohre ebenfalls ins Boot hinunter – und ein jeder schimpfte auf mich.

Weil der Brummtönen so rasch an Lautstärke zugenommen hatte, war anzunehmen, daß von achtern ein schnell fahrender Zerstörer aufkam. Im Atlantik hätte man uns viel früher als deutsches Boot erkannt und angegriffen, aber im Pazifik waren die Amerikaner noch nicht so versiert im Umgang mit dem britischen Radar. Wir hatten Glück, daß man uns nicht geortet hatte. Und ich hatte Glück, daß nicht der Kommandant auf dem Turm Wache hatte, sondern ein Oberbootsmann, der mich als U-Backschafter schätzte und keine Meldung machte. Sonst wäre ich vor das Kriegsgericht gekommen.

Wie sich aber im nachhinein herausstellte, hatte ich der Besatzung einen großen Dienst erwiesen: Mit genügend Vorwarnung hätte sich nämlich der Kommandant eingeschaltet, hätte dem Zerstörer eine „Aphrodite“ hingesetzt und hätte sich in ge-

tauchtem Zustand daneben auf die Lauer gelegt, um den Zerstörer mit Torpedos anzugreifen.

Eine „Aphrodite“ ist ein Gasballon, an dem viele Stanniolstreifen hängen, mit denen man auf dem Radargerät des Gegners ein beeindruckendes Bild zaubert. Allerdings ist der Angriff auf einen Zerstörer eine sehr waghalsige Angelegenheit mit der Chance 50 : 50, dabei selbst draufzugehen. Die Turmbesatzung war hin- und hergerissen, ob man mich verdammen sollte oder nicht.

Als nach unserer Ankunft in Djakarta der Wunsch an den Kommandanten herangetragen wurde, einen Funker für den Marinestützpunkt Soerabaja abzugeben, befragte er die Mannschaft, und die entschied sich dafür, Herbert Mohrhähner, den Zuverlässigeren, an Bord zu behalten und mich dorthin zu entsenden. Zwei Tage nach ihrem Auslaufen, um auf Bitten der Japaner am Seekrieg gegen die US-Navy in den philippinischen Gewässern teilzunehmen, wurde U-183 am 23. April 1945 vor Borneo über Wasser fahrend von dem getaucht auf der Lauer liegenden amerikanischen U-Boot „Besugo“ versenkt. Der einzige Überlebende von U-183, ein Wachoffizier, der auf dem Turm Dienst getan hatte, gehörte nicht zur ursprünglichen Besatzung. Herbert Mohrhähner gehörte natürlich auch zu den Opfern.

* Bis Kriegsende hatte Deutschland dem Radar nichts Vergleichbares entgegensetzen, jedenfalls nichts Aktives. In passiver Hinsicht hatte man jedoch ein Gerät entwickelt, das auf Radarstrahlen reagierte, noch bevor sie als Reflexe auf dem Bildschirm des Gegners einen Ortungsimpuls auslösten. Das Naxos-Gerät – so die Tarnbezeichnung – bestand aus zwei Trichtern unterschiedlicher Größe, die mit ihren Schmalseiten gegeneinander zeigten und in den Kopfhörern eines ganz einfachen Empfängers als Reaktion auf Radarstrahlen einen Brummtönen erzeugten. Der größere Trichter, Fliege genannt, empfing die 13 cm-Radarwellen, der kleinere, Mücke, die 8 cm-Wellen. Es ließ sich recht leicht und schnell herstellen und wurde auf eine Art Besenstiel gesetzt und, bei Überwasserfahrt auf den Turm des U-

Eine der Theorien des Nationalsozialismus war, daß jeder moderne Krieg eine negative Auslese schafft. Die Tapfersten, die somit Wertvollsten, die sich immer wieder an vorderster Front einsetzen, werden mit der Zeit eliminiert. Überleben tun diejenigen, die es – wie auch immer – verstehen, Gefahren auszuweichen, was nach damaliger Auffassung verabscheuungswürdig war.

Bin ich auch eine negative Auslese? Ich weiß, daß ich in einer kritischen Situation nicht richtig gehandelt habe, aber dafür – ja dadurch sogar – habe ich den Krieg überlebt. Ich setze meine Theorie dagegen, daß nicht die Tapferen für den Fortbestand der Menschheit sorgen, sondern diejenigen, die – bewußt oder unbewußt – zu überleben verstehen. Und wenn jemand für den Erhalt des Menschengeschlechts sorgt, kann man ihn doch nicht als negative Auslese bezeichnen – oder?

Die deutsche Kriegsmarine unterhielt übrigens in der von den Japanern besetzten Inselwelt der Südsee Stützpunkte in Singapur, Penang, Djakarta und Soerabaja. Dem Operationsgebiet der Philippinen, in dem U-183 eingesetzt werden sollte, am nächsten lag der letztgenannte. Da wir zunächst nichts von dessen Versenkung erfuhren, horchte ich in Soerabaja alle Frequenzen nach einer Meldung des Bootes ab.

Boots mitgenommen, vom Funker von Hand gedreht. Aus heutiger Sicht eine kaum begrifflich primitive Lösung, die zudem mit einem weiteren Unsicherheitsfaktor belastet war: Die Radargeräte des Gegners rotierten automatisch alle 20 Sekunden einmal um ihre Achse. Fliege oder Mücke mußten bei der Drehbewegung zufällig in die Richtung des feindlichen Radargeräts zeigen, um zu brummen. Und dann mußte der Funker erst noch mit der Hand zunächst die Fliege, sodann die Mücke abdecken, um feststellen zu können, ob der Radarimpuls von der einen oder um 180 Grad versetzt von der genau entgegengesetzten Seite kam. Immerhin, das Naxos-Gerät erwies sich insofern als einigermaßen effizient, als es sehr bald keine gegnerische Einheit mehr gab, die nicht mit Radar ausgestattet war.

Die letzten Kriegsmonate in Tientsin, gespiegelt in den Tagebuchnotizen einer Achtzehnjährigen

Eva Skoff *

15.12.44 Nun wird es auch hier ernst, ich meine mit den amerikanischen Luftangriffen. Chungking (*d.h. die nationalchinesische Regierung, die damals dort ihren Sitz hatte*) hat die Chinesen in Tientsin gewarnt, nach dem 15. ds. nicht in die Nähe von Bahnhöfen und Lagerräumen zu gehen.

Na, und wir liegen mitten drin! Sie waren eigentlich schon überall – Shanghai, Peking, Tsingtau, selbst Mukden, Dairen und Tokyo haben es schon abbekommen. Provisorischer Luftschutzkeller sowie Feuerlöschapparate sind vorhanden. Wir haben auch schon zwei Kisten gepackt, die zu Be-

kannten in die Englische Konzession sollen. Dort ist es viel sicherer im Falle, daß ... Wahrscheinlich werde ich alle Fenster aufreißen müssen. Wien wird fast täglich angegriffen, die Oper und das Burgtheater sind schon hin – oh, diese Bande!

1945! Ich glaube, dieses Jahr wird sehr schlimm werden, wenn es nur wenigstens den Frieden bringen würde. Wir erwarten täglich amerikanische Luftangriffe. Es gehen die wildesten Gerüchte.

7. 1.45 Zum Glück sind wir bis heute verschont geblieben. Chungking soll nämlich durchs Radio bekannt gegeben haben, daß ab 1.1.45 Tientsin bombardiert wird. Marianne schrieb von zwei Angriffen auf Mukden. Aus Hankau hört man ganz furchtbare Sachen. Es wurden Phosphorbomben, die Brand und ungeheure Hitze erzeugen, abgeworfen. Hauptsächlich die ehemalige deutsche und japanische Konzession wurden bombardiert und natürlich Fabriken, Kraftanlagen und dergleichen. Wenn man so etwas hört, tritt einem gleich das ganze Kriegselend so viel näher. Also auch China wird von diesen furchtbaren Angriffen nicht verschont. Wir bereiten uns natürlich so viel wie möglich darauf vor. Von jedem steht ein Notkofferchen sowie Eß- und Erste Hilfe-Koffer bereit, der Luftschutzkeller ist hergerichtet.

15.1.45 Wir haben immer noch keinen Besuch „von oben“ bekommen.

21.1.45 Es wurden Sanitätskästen für die verschiedenen Häuserblöcke verteilt. Es sind sogenannte Stoßtrupps und Meldegänger-Organisationen gebildet worden. Auch Blockwarte und dergleichen gibt es.

6.2.45 Ich habe mich beim Erste Hilfe-Kurs sogar dazu gemeldet, besonders ausgebildet zu werden. Was man lernt, muß man dann mindestens zwei anderen Personen weitergeben. Manila ist von den Japanern verlassen worden. Diese sind bei Amoy gelandet. Die Russen stehen vor Berlin. Hitler fühlt sich weiter als der von Gott gesandte Retter des deutschen Volkes.

16.2.45 Herr Du von Melchers (*in welcher Firma sie mit ihrer Zwillingsschwester Christl als Sekretärinnen arbeitete*) lud uns zum chinesischen Essen ein – sechs Chinesen vom Office, Tambergs, Yausch und wir zwei. Ich glaube kaum, daß man sich bei einer europäischen Party so gut unterhalten kann! Zum Schluß hatte noch einer auf der Geige gespielt und gesungen. Da die chinesische Musik zu der Umgebung paßte, war sie gar nicht so schlecht!

6.5.45 In letzter Zeit ist wohl allerhand am militärischen und politischen Horizont passiert! Hitler „bis zum letzten Atemzug kämpfend“ gefallen. Goebbels hat Selbstmord begangen. Dönitz ist Hitlers Nachfolger.

Deutschland von den Alliierten so gut wie ganz besetzt. Österreich hat eine provisorische Regierung. Und – nach all diesem gibt er immer noch fanatische Nazis (nicht nur PG), Menschen, die noch weiter Hitler den Retter des deutschen Volkes nennen, die noch immer nicht einsehen, daß er und diese ganze verlogene Propaganda daran



*Eva Skoff verh. Bodenstein,
Tientsin 1945
Quelle: StuDeO-Fotothek P487*

Schuld sind, daß wir jetzt in so tiefer Not sind wie noch nie. Überall redet man von nichts anderem als von Politik. – Hier ist eine schreckliche Masern-Epidemie – die unteren Klassen mußten gesperrt werden.

11.5.45 Der Krieg ist mit Deutschlands bedingungsloser Kapitulation beendet. Das war am 8.5. – Gott sei's gedankt! Und nun der Umschwung! Die NSDAP ist aufgelöst. Es gibt natürlich noch „treue“ Anhänger. Mindestens 95% sind aber schon die Augen aufgegangen über all den Schwindel und Betrug des Nationalsozialismus. Letzten Mittwoch hielt Generalkonsul Wiedemann eine fabelhafte Rede, wobei wohl auch vielen endlich einmal die Augen aufgegangen sind. Die Rotrussen sind natürlich jetzt oben auf, und wer die knallrote Fahne mit Sichel und Hammer noch nie gesehen hat, sieht sie jetzt en masse. Aber, das muß man ihnen schon lassen – sie benehmen sich uns Deutschen gegenüber verdammt anständig.

6.7.45 Dieses Leben ohne Kuli nur mit Amah – eine Schufferei!

4.8.45 Hurrah – es geht nach Peitaiho – Mensch, habe ich Dusel gehabt! Habe das Permit binnen einer Woche für \$ 15 bekommen – ohne Schmie- ren. Bin aber auch viermal bei der Polizei gewesen.

5.8.45 Hier ist es wieder herrlich! Das Meer – die Luft – baden – fantastisch! Die Fahrt von „Peitaiho Station“ bis „Beach“ – kein Bus war zu sehen. Rikscha, Esel und Karrenkuli stürzten auf uns zu – wir entschieden uns für letzteren. Wir bekamen den Karren für \$ 1500 bis zur Haustür.

11.8.45 Da haben sich die Ereignisse mal wieder überstürzt. Rußland hat Japan den Krieg erklärt (*am 8. August 1945*); hier war dolle Aufregung. Bevor man sich hat entschließen können, nach Tientsin zu fahren, war Reisesperre für Europäer. Nun wird natürlich immer und überall politisiert, und jeder gibt seine Meinung über die Zukunft zum Besten. Ja, das ist jetzt die große Frage: Was

geschieht mit uns Deutschen?

18.8.45 Die ganze Welt und unser privates Leben auch hat ein ganz anderes Bild bekommen. – Wie wir abends nach Hause kamen, sagte uns Frau Tritthart, ein Polizist wäre gekommen – auf alle Fälle morgen früh zurück nach Tientsin. – Die ganze Aufregung galt mir. Diese Herren (*von der japanischen Gendarmerie*), die ihre russischen Angestellten entlassen mußten, frugen bei der deutschen Handelskammer an, ob sie jemanden wüßten, um Feindnachrichten im Radio zu hören und aufzuschreiben. Ich wetzte da also Dienstag früh hin (französische Konzession) – prima Kasten, nur Feindnachrichten (hauptsächlich USA) aufstenographieren, abtippen. Nicht schlecht – zwischendurch hört man natürlich den neuesten Jazz ... Mittwoch früh hörte ich als erste direkt

* Geboren mit Zwillingsschwester Christl am 30. Juli 1926 in Tientsin als Tochter des österreichischen Ingenieurs Felix Skoff und seiner Ehefrau Hildegard. Erst

vom endgültigen Frieden. Er sollte Freitag in Manila unterzeichnet werden. Durch Verzögerung seitens der Japaner wurde es auf Sonntag (heute) verschoben. Hoffentlich ist es auch so weit gekommen (*Anmerkung: Japan kapitulierte am 14. August, die Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde erfolgte am 2. September*). Mittlerweile freut man sich natürlich des Friedens, besonders die Chinesen. Verschiedene Preise, Mehl, Zucker, Kohle u.a. sind schon auf ein Zehntel und mehr gesunken. Überall weht natürlich die alte chinesische Fahne. Die Japaner haben nichts mehr zu sagen. Unruhen werden in der Stadt erwartet – die kommunistischen Chinesen haben sich angemeldet. Das kann noch doll werden, das heißt im schlimmsten Fall Bürgerkrieg.

im März 1949 Übersiedelung nach Wien, seit 1958 verheiratet mit Anton Bodenstein (verstorben 2003).

Auszug aus der Rede von Generalkonsul Fritz Wiedemann, gehalten am 9. Mai 1945 in Tientsin

Ich glaube, es war nicht Pessimismus, sondern einfach klares Erkennen der Machtverhältnisse auf dieser Erde, wenn ich mir seit Kriegsbeginn, d.h. seit Ende August 1939, darüber im klaren war, daß ich eines Tages Deutschen im Auslande etwas dazu zu sagen haben würde, was ich Ihnen im Nachfolgenden sagen möchte.

Es ist leichter, seine Söhne an die Front ziehen zu sehen, wenn man überzeugt ist, daß der Krieg unvermeidlich war und daß es um eine gerechte Sache geht, als wenn man Zeuge folgender Vorgänge war: Am 28.5.38, an einem Samstag nachmittag, sprach Hitler zu einer kleinen Anzahl führender Männer des Auswärtigen Dienstes und der Wehrmacht folgende schicksalsschweren Worte: „Es ist mein unerschütterlicher Wille, daß die Tschechoslowakei von der Landkarte verschwindet.“

Wohlgemerkt, das war vor der Zusammenkunft in München (*sie führte zum „Münchener Abkommen“ vom 29. September 1938*), und es war nicht von der Einverleibung deutschblütiger Menschen, die außerhalb der deutschen Grenzen leben, die Rede. Am Schluß der Unterredung wandte er sich noch besonders an die anwesenden Generäle mit den Worten: „Also, in diesem oder spätestens im Anfang des nächsten Jahres machen wir die Sache im Osten, dann gebe ich Euch 3 – 4 Jahre Zeit, und dann wird die Sache im Westen in Angriff genommen.“ Diese 3 – 4 Jahre hat er aber dann doch nicht gewartet, denn mit der „Sache im Westen“ war Krieg gegen England und Frankreich gemeint. Der einzige Mann unter den Anwesenden, der die-

se Worte ernst nahm, war der damalige Generalstabschef Beck. Er nahm freiwillig seinen Abschied. Es ist das der gleiche Generaloberst Beck, der anlässlich der Vorgänge des 20. Juli 44 den Tod fand und den man im Tode noch als Schwächling beschimpfte, der in kritischen Augenblicken, statt Entschlüsse zu fassen, Nervenzusammenbrüche erlitt.

Im Sommer des Jahres 38, anschließend an seine Truppenübung in Ostpreußen, sagte Hitler zu mir und zu dem an den Folgen seiner am 20. Juli 44 erlittenen Verwundung gestorbenen General Schmundt: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Jede Generation muß einmal einen Krieg mitmachen, die Sache im Osten machen wir mit den mittleren Jahrgängen (den damals etwa 35jährigen), und dann kommen die jungen Jahrgänge dran.“

Ich könnte und werde vielleicht einmal noch manches zur Vorgeschichte des Krieges beitragen, denn ich habe die entscheidende Zeit, d.s. die Jahre 34 bis Anfang 39, in unmittelbarer Nähe des Mannes zugebracht, der durch seine Entschlüsse nicht nur die deutsche, sondern auch die europäische Geschichte, man kann sogar ruhig sagen, die Weltgeschichte in die Richtung geführt hat, deren Früchte wir heute sehen.

Dürfen wir uns wundern, wenn unsere Feinde, denen wir heute wehrlos ausgeliefert sind, von der Möglichkeit, ganze Provinzen umzusiedeln, ihrerseits zu unserem Nachteil Gebrauch machen oder wenn sie Millionen Deutscher zum Aufbau der durch unsere Offensiven zerstörten Gebiete heran-

ziehen werden! Und das Schlimmste: wir sind in den besetzten Gebieten gegen Aufständische und Freischärler, die letzten Endes nur ihr Vaterland verteidigen, gegen andersrassige und sonst unbequeme Leute mit grausamer Härte verfahren und haben das mit Kriegsrecht und Kriegsgesetz begründet. Ich kenne einzelne, teils aktenmäßig festgehaltene, teils mir von Augenzeugen mitgeteilte Fälle, die so furchtbar sind, daß ich Ihnen und mir heute ersparen will, darauf näher einzugehen.

Aber dürfen wir uns beklagen, wenn sich nun das primitive, menschliche Gefühl der Rache gegen uns wendet und wenn man uns das heimzahlen will, was wir, wie die Feinde sagen, ihnen böswillig angetan haben. So sind wir nicht nur in Europa, nein auf der ganzen Welt, das von allen angefeindete Volk geworden. Der Fluch, den wir auf die Juden legen wollten, hat sich nun gegen uns selbst gekehrt. Wir können das, was über uns kommen wird, nicht mehr abwenden, wir können nur unsere Kraft zusammennehmen, das Schicksal, das nicht ohne unsere Schuld über uns gekommen ist, in Würde zu tragen.

Weiter blickenden Männern allerdings erschien es von Anfang an bedenklich, daß die Revolution des Jahres 33 viel an Anstand und Menschenwürde, an Recht und guter Sitte, an Treu und Glauben zerschlug, ohne Besseres an deren Stelle zu setzen. Man hat unserer Jugend Religion und alte Autoritätsbegriffe genommen und hat sie gelehrt, recht und anständig sei nicht mehr, was der Mensch vor seinem Gewissen verantworten kann, sondern was angeblich dem deutschen Volke nützt. Wie sehr es ihm genützt hat, sehen wir jetzt.

Im Jahre 38 erschien die bisher einzige, wirklich wissenschaftliche Analyse des Nationalsozialismus, verfaßt von einem Nationalsozialisten, dem früheren Danziger Senatspräsidenten Rauschnig. Er gab seinem Buche den Titel „Die Revolution des Nihilismus“. Es wird die größte Aufgabe der Zukunft sein, die nun eingetretene seelische Leere des deutschen Menschen wieder mit neuem Gehalt zu füllen. Sorgfältigere Pflege noch als ein wunder Körper, braucht eine wunde Seele. Man muß vieles wieder hervorholen, was der Nationalsozialismus zerschlagen hat. Vor allem müssen die alten Moralbegriffe, muß Recht und Gesetz wieder an die Stelle der Willkür, muß Menschenwürde anstelle von falsch verstandenem Führertum gesetzt werden. Der Deutsche muß wieder daran gewöhnt werden, frei seine Meinung zu äußern, ohne Gefahr zu laufen, als Vaterlandsverräter gebrandmarkt zu werden. Das gegenseitige Bespitzeln und das Denunziantentum müssen aufhören. Wenn jeder wieder so handelt, wie er es ehrlich vor seinem Gewissen verantworten kann, dann dient er

damit am besten seinem Volke.



*Fritz Wiedemann,
Tientsin wohl um 1942*

*Quelle:
StuDeO-Fotothek P4592*

Wenn einmal die Akten über die Tätigkeit der Gestapo so veröffentlicht werden, daß niemand mehr sich an der Wahrheit vorbeidrücken kann, dann wird ein Grauen durch das deutsche Volk gehen.

Es ist hier nötig, einige Worte über die Judenfrage zu sagen. Was die Welt nicht verstanden hat und was auch kein anständiger Deutscher je entschuldigen

wird, das war die Tatsache, daß unter amtlichem Schutz die niedrigsten Verbrechernaturen ihre sadistischen Instinkte an wehrlosen Menschen austoben und diese Scheußlichkeiten mit weltanschaulichen Gründen verbrämen durften. Ich habe im November 38 und vorher genug aktenmäßiges Material gesehen und genügend Augenzeugenberichte angehört, um diese schwere Anschuldigung bewußt auszusprechen und nötigenfalls durch Beweise erhärten zu können. Was den Menschen, die nichts mit diesen Dingen zu tun haben wollten, unfäßlich erschien, war, daß solche Dinge sich in unserem Volk überhaupt ereignen konnten. Wenn wir daran denken, werden wir manches Leid, das nun über uns und über unsere Kinder kommen wird, stumm ertragen müssen im Gefühl, daß wir alle eine schwere Schuld abzutragen haben.

Zur Person des Vortragenden: Fritz Wiedemann, Jahrgang 1891, war zum Ende des 1. Weltkriegs als Hauptmann Hitlers Vorgesetzter im 16. Bayerischen Infanterieregiment. Hitler zog ihn, nachdem er 1933 die Macht ergriffen hatte, in seinen engen Beraterkreis. Schon bald kam es aber zwischen ihnen zu schweren Spannungen, zumal nachdem Hitler am 28. Mai 1938 seine geopolitischen Ziele und seine strategischen Vorstellungen (s.o.) enthüllt hatte und sie in der Folgezeit auch umzusetzen erzwang. Wiedemann fiel zwar in Ungnade, wurde aber nur kaltgestellt und – entsprechend Hitlers häufig gezeigter „nachsichtiger“ Vorgehensweise gegenüber alten Weggefährten – auf den nicht eben bedeutenden Posten eines Deutschen Generalkonsuls ins weit entfernte San Francisco abgeschoben. Dort war er von 1939 bis Juli 1941 tätig; zeitig vor der deutschen Kriegserklärung an die USA war auf Hitlers Geheiß seine Versetzung noch weiter weg, nach Tientsin, erfolgt, nachdem

Wiedemann mit einer sozialistischen Jugendgruppe Kontakt gehabt hatte. Via Argentinien und Japan traf er dort im September 1941 ein und stand noch bis 1945 weiterhin als Generalkonsul im Dienst des Auswärtigen Amtes. – Fritz Wiedemann starb Mitte Januar 1970 in Oberbayern im Alter von 79 Jahren.

Der frühere US-Hauptankläger bei den Nürnberger Prozessen, Dr. Robert M. W. Kempner, schrieb damals in einem Leserbrief an die Frankfurter Allgemeine Zeitung (9. Februar 1970): „Fritz Wiede-

mann ist in Nürnberg (*im sog. Wilhelmstraßenprozeß gegen hohe Beamte des Auswärtigen Dienstes*) nicht, wie irrtümlich angenommen, freigesprochen worden, denn er war gar nicht verdächtig, Verbrechen begangen zu haben. Im Gegenteil, es war sein großes Verdienst, die Alliierten auf bevorstehende Verbrechen Hitlers aufmerksam gemacht zu haben. Leider hatten diese Warnungen, die er schon 1938, später um 1941 und auch noch zu anderen Zeitpunkten persönlich oder durch Mittelsmänner erhob, nur teilweise Beachtung gefunden.“

Zum Tode von Iris Chang

Renate Jährling

Die amerikanische Historikerin Iris Chang, Autorin des international erfolgreichen Bestsellers „Die Vergewaltigung von Nanking. Das Massaker in der chinesischen Hauptstadt am Vorabend der Zweiten Weltkrieges“ (engl. „The Rape of Nanking“, 1997) wurde am 11. November 2004 bei San Francisco tot aufgefunden. Sie hatte ihrem Leben mit sechsunddreißig Jahren selbst ein Ende gesetzt. Wie es im Nachruf von Zhou Derong (FAZ, 16.11.2004) heißt, hat Iris Chang während der Arbeit an ihrem letzten Buch, das vom Schicksal von US-Soldaten handelt, die auf den Philippinen in japanische Gefangenschaft geraten waren, erstmals an Schüben von Schwermut gelitten und war wegen Depressionen ärztlich behandelt worden.

Die gelernte Journalistin wurde 1968 in einer chinesischen Immigrantenfamilie in Princeton/New Jersey geboren und wuchs in Illinois auf. Als Schülerin hörte sie zum ersten Mal vom Massaker des japanischen Militärs an der Bevölkerung von Nanking, und zwar von ihren Eltern, wunderte sich aber sehr, warum sie – wenn es wirklich so grauenhaft war – darüber keinerlei Publikation finden konnte. Daß dieses Ereignis in der Öffentlichkeit kaum bekannt war, motivierte sie fast zwei Jahrzehnte später, sich wissenschaftlich damit auseinanderzusetzen.

Iris Changs früher Tod hat nicht nur mich erschüttert, zumal das StuDeO – in der Person von Pastor Wolfgang Müller – zum Erfolg ihrer Arbeit beitragen konnte, insofern er ihr die Nachkommen von John Rabe zu nennen in der Lage war. So konnte es gelingen, dessen bisher nicht ausgewertete Tagebücher und andere Dokumente zu entdecken, die über das Massaker in Nanking Zeugnis ablegen. Sie haben dann bei Iris Changs Recherchen eine wichtige Rolle gespielt.

Aber lassen wir sie selbst berichten (in ihrem Buch auf S. 198): „Außerdem hatte er (*der Historiker*

Charles Burdick) mir die Adresse von Martha Begemann gegeben ... Zu meiner großen Überraschung erhielt ich postwendend eine Antwort von ihr. Sie hatte Rabes Familie ausfindig gemacht. ‚Es freut mich, daß ich Ihnen helfen konnte; es war gar nicht so schwierig‘, schrieb sie mir am 26. April 1996. ‚Zuerst habe ich Herrn Pastor Müller in Bayern geschrieben, der Unterlagen über den Aufenthalt all der Deutschen gesammelt hat, die seinerzeit in China waren. Er hat mich sofort angerufen und mir die Adressen von Dr. Otto Rabe, dem Sohn von John Rabe, und seiner Tochter Margarete genannt.‘ Ihrem Brief lag eine Nachricht von Ursula Reinhardt, Rabes Enkelin in Berlin, bei. Von nun an ging alles ganz schnell.“ So Iris Chang.

Die Postkarte, die Martha Begemann (gest. 2002) am 6. April 1996 im Alter von immerhin 95 Jahren an Pastor Müller schrieb und die den Stein ins Rollen brachte, sei als ein historisches Dokument umseitig wiedergegeben.

Die von Pastor Müller nach dem Krieg aufgebaute und vom StuDeO weitergeführte Adressenkartei hat bereits viele Ostasiendeutsche, die sich jahrzehntelang aus den Augen verloren hatten, zusammengeführt. Der folgenreichste Kontakt, den das StuDeO herstellen konnte, war aber wohl der zwischen Iris Chang und den Nachkommen von John Rabe. Dessen Enkelin, Ursula Reinhardt, als Tochter von Gretel und Wilhelm Schläger in China geboren, hat sich für Iris Changs Nachforschungen als besonders hilfreich erwiesen, auch deswegen, weil sie persönliche Erinnerungen an ihren Großvater John Rabe beitragen konnte. Sie hat in dieser Sache mehrere Reisen nach Nanking, in die USA und nach Japan unternommen. Dem StuDeO übergab sie eine Reihe von Dokumenten in Kopie. Die besagten Tagebücher sind unter dem Titel „John Rabe. Der gute Mensch von Nanking“ 1997 von Erwin Wickert herausgegeben worden.

Hamburg, 6-4-96

Sehr geehrter Herr Müller,

Vielleicht habe ich Glück bei Ihnen mit einer Anfrage aus Santa Barbara, California, von Mrs. Iris Chang. Sie sucht die Nachkommen eines China Deutschen, John Rabe, der in den Jahren 1910 bis 1937 in Peking und Nanking war, u.a. bei der Firma Siemens. dann nach Deutschland zurückkehrte, wo sich seine Spur verloren hat. In dem Adressbuch für das Deutschtum in Ostasien von 1926, das ich noch besitze, sind die Namen seiner Frau Dora und Kinder Grete und Otto verzeichnet, wohnhaft Poppe Road, Tientsin. Mrs. Chang ist Schriftstellerin und derzeit unter Kontrakt von Harper Publishers bezüglich einer historischen Veröffentlichung über das Gemetzel in Nanking, wo japanische Soldaten tausende chinesische Zivilisten in Nanking ermordeten, zwischen Dez. 1937 und Februar 38, wobei John Rabe einer kleinen Gruppe von Ausländern angehörte, die die chines. Flüchtlinge

Absender

F. M. E. Begemann

20249 Hamburg

einem Nanking Bezirk pro-
tegierte der "International
Safety Zone".

Ich wäre Ihnen sehr dankbar für Ihre Mitteilung, ob Ihnen der Name John Rabe bekannt ist und welche Instanz ich vielleicht noch anfragen könnte.

Mit besten Grüßen

F. M. E. Begemann



Postkarte

Herrn

Pastor Müller

Spitzerweg 1

(Straße und Hausnummer oder Postfach)

83798 Kreuth

(Postleitzahl) (Bestimmungsart)

Vermischtes

Zuschriften

Rainer-M. Adolf, Schulleiter der Deutschen Schule Tokyo Yokohama, bedankt sich für das Foto von der Schillerfeier (vgl. StuDeO-INFO Dez. 2004, S. 31). Es sei die älteste ihm bekannte Aufnahme der Deutschen Schule in Yokohama, noch dazu von einem historischen Anlaß, und somit natürlich ein Glanzstück in der Ausstellung über die Schulgeschichte. Dann führt er aus:

Die Schillerfeier 1905 war übrigens das allererste Fest an der Deutschen Schule, die im September 1904 eröffnet wurde. Zur Eröffnung hatte man auf eine Feier verzichtet, mit der Begründung, daß es der Schule noch an vielen Einrichtungsgegenständen fehle. Erst zum 9. Mai 1905, dem hundertsten Todestag Friedrich Schillers, wurde zu einem Schulfest eingeladen. Im ersten Jahresbericht der Schule vom 27. Juni 1905 ist darüber zu lesen:

„Der einfache Festakt begann mit einer Ansprache des Vorsitzenden des Schulrats, des Herrn Generalkonsul von Syburg. Dann sangen die Schüler unter Klavierbegleitung der Lehrerin Fräulein Grautoff das Lied ‚Mit dem Pfeil, dem Bogen‘ und die Schüler und Schülerinnen Else und Luise

Helm, Lina Schlawfke und Oskar Abegg deklamierten Schiller'sche Gedichte. Herr Pfarrer Dr. Haas hielt darauf eine Ansprache, in welcher er den Kindern die Bedeutung des Tages klar machte und ihnen die Tellsage erzählte. Danach überreichten die beiden Lehrerinnen jedem der Kinder das vom Kaiserlich Deutschen Gesandten Herrn Grafen von Arco-Valley gestiftete Andenken an den Tag, eine illustrierte Ausgabe von Schillers ‚Wilhelm Tell‘. ... Mit dem von den Schülern gesungenen Liede ‚Alles neu macht der Mai‘ schloß die eigentliche Feier. Nachher wurden die Kinder nebst der ganzen Festgesellschaft, bestehend aus den Eltern der Kinder, den Lehrerinnen, dem Schulrat und Freunden der Schule sowie den Deputierten der japanischen Behörden, photographiert.“

Herr Adolf schließt mit einem Hinweis auf die Jubiläumsfeier zum 100-jährigen Bestehen der Schule, die am 13. Mai 2005 stattfinden und der sich tags darauf ein Ehemaligentreffen anschließen wird (nähere Informationen hierzu und zu den übrigen Feierlichkeiten aus diesem Anlaß auf der Homepage www.dsty.jp).

Gerhard Fischer berichtet aus Taramangalam im indischen Bundesstaat Tamil Nadu:

Vor einigen Tagen hat der Landrat in einer feierlichen „function“ – und diese dauern, wenn sie gut sind, mit vielen Reden zumindest zwei Stunden – unser neues Projekt eröffnet. Ein Gebäude in einem umzäunten Gelände, das wir Anfang des letzten Jahres erworben haben, in dem 90 von Lepra und Polio geschädigte Jugendliche im Alter zwischen 6 und 15 Jahren im Internat mit Schule, Rehabilitation und Werkstätten untergebracht sind (Lepra-Hilfe Gerhard Fischer, Spendenkonto Nr. 162172, Kreissparkasse Übersee, BLZ 710 520

50). ... Seit Anfang Januar beschäftigt mich jetzt zusätzlich die Hilfe für die Opfer der Tsunami-Katastrophe. Davon sind die Fischersiedlungen an der etwa 1.000 km langen Küste im Osten des Subkontinents, dabei besonders die im Küstenbereich von etwa 500 km in unserem Bundesstaat Tamil Nadu schwer betroffen. Allein um die Küstenstadt Nagapattinam sind über 6.300 Menschen tot oder vermißt, im gesamten Küstenbereich und auf den Inseln Nicobar und Andaman rund 10.000 Menschen. Angesichts dieser Zahlen ist es nicht verwunderlich, daß die Behörden mit der ersten Soforthilfe und der späteren Strukturhilfe nur lang-

sam vorankommen. ... Meine Partnerin Uschi und ich haben Fischereisiedlungen an der Küste besucht und haben mit tatkräftigen Freunden den Aufbau einer Fischersiedlung begonnen – neben der Soforthilfe geht es nun um den Bau neuer Unterkünfte, die Reparatur von Booten und Netzen und die Versorgung von Kindern, deren Eltern tot oder vermisst sind.

Anmerkung: Gerhard Fischer, Botschafter a.D., als Sohn des Diplomaten Martin Fischer in China aufgewachsen, setzt sich seit zwanzig Jahren für die Lepra- und Poliokranken in Indien ein. Für seinen herausragenden Einsatz, bei dem es ihm vor allem um die Verbesserung der Lebensbedingungen der Leprakranken geht, wurde ihm 1997 der Gandhi-Friedenspreis verliehen. Jeden Winter unternimmt er – mittlerweile über 80 Jahre alt – mehrwöchige Arbeits- und Inspektionsreisen zu seinen Stationen in Indien; in der übrigen Zeit

wirbt er in Europa mit Vorträgen für seine Projekte.

Die Hörfunk-Redakteurin Hilke Veth (StuDeO-Mitglied; als Tochter von Günther und Irmgard Berg in Shanghai geboren) plant ein Feature über Gerhard Fischers Arbeit. Im letzten Winter hatte sie ihn zusammen mit dem Fotografen Achim Sperber auf seinen Reisen in Indien begleitet. Hilke Veth beschäftigt sich übrigens immer wieder mit Ostasien-Themen. Das StuDeO besitzt drei ihrer Features auf Kasette bzw. CD:

C. Melchers GmbH & Co. Ein Bremer Handelshaus mit Tradition (2000)

Zwischen Hamburg und Haiti. Mit dem Fahrrad durch Shanghai (2002)

Alles kann verändert werden – nur nicht der chinesische Magen. Seelenwanderungen zwischen West und Ost (2003). Darin geht es um die Arbeit deutscher Psychologen und Psychiater in China.

Ursula Ullmann berichtet aus Qingdau (früher: Tsingtau) über die dortigen Veränderungen am „Auguste-Viktoria-Strand“, ein Name, der in die Zeit um die vorvorige Jahrhundertwende, während Tsingtau deutsches Pachtgebiet war, zurückweist: Der Strand hat nur gewonnen durch den Abriß aller wild errichteten grauen Beton- und Holzbuden, die völlig die Sicht auf Sandstrand und Meer versperrten. Obendrein waren sie vollgepackt mit schmutzigen Restaurants, unhygienischen Umkleieräumen und Duschen, dazu haufenweise Müll in jeder Ecke. Jetzt kann der Gast vom frisch restaurierten Badehotel endlich wieder – wie in alten Zeiten – auf Strand und Meer schauen. Die neue Promenade mit ihrem Blumenschmuck lädt wirklich zum „Promenieren“, ja sogar zum Wandern ein. Mit ihrer geplanten Länge von mehr als 40 Kilometern wird sie von der Hafeneinfahrt an der Kiautschou-Bucht bis zum Shi Lao Ren, dem alten Steinmann am Fuße des Wu Shan (*Kaiserstuhl*) führen. Sie wird alle Buchten und Bade-

strände erschließen, und felsige Abschnitte werden mit einem Plankenweg überwunden. Der Teil von der deutschen Altstadt bis zur neuen Geschäftsstadt im Osten ist bereits fertiggestellt. Buden zum Verkauf von Getränken etc., Umkleieräume, Duschen sowie Toilettenanlagen sind unter die Promenade oder in den Untergrund der Felsen und Straßen verbannt worden. – Auch die frühere „Pferderennbahn“ wurde von allen häßlichen Betonbauten befreit. Die dort sich ausbreitende weite Parkanlage mag nicht gerade unserem Geschmack entsprechen, aber wenn die vielen neugepflanzten Bäume erst einmal Schatten spenden, dann wird er sicher ansprechender sein. Zu guter Letzt wurde sogar das alte Sportstadion zu Füßen der Iltis-Kaserne durch einen hochmodernen Neubau mit überdachten Sitzflächen ersetzt. Der alte Eingangsbau von 1931 wurde sorgfältig restauriert und prägt weiterhin das Stadtbild gegenüber vom alten Forstgarten, dem heutigen Zhongshan-Park.

Ernst-Dietrich Eckhardt läßt uns an einem unverhofften Wiedersehen teilnehmen:

Das Dezember-Heft von StuDeO ist kaum erschienen, da flattert mir ein Briefumschlag, von Hand sorgfältig adressiert, ins Haus. Die Handschrift sagt mir nichts, deshalb wende ich – routinemäßig – das Kuvert um und bin mehr als überrascht: Da steht doch tatsächlich „Exp. John Stickforth, ..., Kronberg im Taunus“! Ist das nicht geradezu verblüffend? Da lebt offenbar jener John, den ich kurz zuvor in meinem kleinen Beitrag „Todkrank im Deutschen Hospital Peking“ erwähnt habe, in un-

mittelbarer Nachbarschaft – und man erfährt davon, weil sich plötzlich scheinbar nur lose Zusammenhängendes zu einem haltbaren Gewebe verdichtet hat.

Auslöser war das Jubiläum der Stuttgarter Diakonissen und deren Engagement in Peking, welche das StuDeO würdigen wollte. Dazu gesellten sich dann, quasi assoziativ, eine Passage aus den Erinnerungen meiner Mutter und die Anregung, der jüngst angetretene Redakteur möge doch bitte auch seine eigenen Erinnerungen an Peking zu Papier bringen. Von da an war es zwangsläufig, daß der

Name jenes Jungen fiel, der sich im Hospital so nett um das allmählich genesende Kind gekümmert hatte. – Der Ablauf ein schlagender Beweis für meine These: „Zufälle gibt es nicht!“

Doch lassen wir jetzt John Stickforth selbst zu Wort kommen; er schreibt: „... nicht wenig betroffenen lege ich das Heft des „Studienwerkes Deutsches Leben in Ostasien“ aus der Hand, das mir heute ins Haus kam und das ich achtlos anblättere, bis ich auf das Bild des Deutschen Hospitals stieß und mit Ihrem Namen jenen ‚Dieter‘ verband, an dessen Krankenbett ich so manchen Nachmittag verbracht hatte in jenem glücklichen letzten Jahr (1940) in Peking, vor dem Abschied aus diesem Paradies.

Die Nachmittage in Ihrem durchsonnten Zimmer im Hospital und später, als Sie gehen konnten, die Spaziergänge mit Ihnen und Ihrer Mutter, schließlich bis zum Zentralpark – ich habe das nie vergessen ... und insgeheim habe ich immer gehofft, einmal Ihre Adresse ausfindig zu machen.“

Natürlich telefonierten wir bald darauf miteinander, und inzwischen haben wir uns auch schon längst in John Stickforths Kronberger Haus – in der Tat nur zehn Autominuten von unserem zu Hause entfernt – (von neuem) kennengelernt und uns über „unvordenkliche Zeiten“ – sie liegen geschlagene 65 Jahre zurück! – ausgetauscht. Bei den zunächst noch summarischen Berichten über unser Leben und das unserer Familien seither, trat nebenbei zu Tage, daß er und wir, meine Frau und ich, mindestens drei Personen aus dem Frankfurter Raum – John Stickforth lebt hier seit 1954, wir seit 1966 – kennen/kannten, mit denen wir privat bzw. beruflich intensiv verkehr(t)en und die uns hätten leicht schon viel früher zusammenbringen können. Aber unser Wiedersehen anzubahnen, das wir dankbar als „eine seltsame Fügung“ (so heißt es in seinem Brief) betrachten und dem weitere reizvolle Begegnungen folgen werden, sollte offenkundig dem StuDeO vorbehalten bleiben.

Leserbriefe

... Besonders brachten mir die drei Artikel über das Deutsche Hospital und seine Schwestern viele schöne Erinnerungen zurück. Verbrachte ich doch vor 1937 allerhand Zeit dort, besonders Schw. Helene Bayha mochte ich sehr gerne, und Schw. Julchen kennen wir natürlich alle vom Kindergottesdienst. Es interessierte mich auch zu lesen, daß

der neue Redakteur den jüngsten der Stickforth-Söhne, John, kennenlernte und durch ihn in die Magie des chinesischen Zauberers eingeführt wurde. Mit mir geschah damals das gleiche, nur war es der dritte Sohn, Klaus. Er war damals mein bester Freund. Auch mein Staunen ist noch heute grenzenlos. Jörn Anner, East Warburton/Australien

... Sehr gut fand ich ... den Bericht über den Brückenbauer Borkowetz, die Besteigung des Fujiyama im Jahre 1900, die Zeit vor dem Ablauf des japanischen Ultimatums am 23.8.1914 in Tsingtau (aus dieser Perspektive hatte ich noch nie was gelesen)

und die Stuttgarter Diakonissen. – „Gar nicht fremd in der Fremde?“, Irene Wegner beschreibt Wahrheiten, die ich mir noch nie überlegt habe.

Barbara Bieling, Hamburg

... Hübsche Sachen habe ich entdeckt: Kreuzer Emden, meine Schwester Marianne wurde 1931 darauf getauft. Wie schön und unerwartet, mal Theodor Storm zitiert zu sehen. In der Deutschen Schule Peking wurde er behandelt und ich habe ihn seitdem immer gern gelesen. Beim Abitur in Berlin war er mein Thema in Deutsch. Eine herrliche

Sprache in seinen Novellen und Gedichten. Unser Gast aus dem Schwarzwald, Abiturientin, hat nie von Storm gehört. – Karl Valentins tiefgründige Beobachtung (Fremd in der Fremde) ist ja sehr treffend und aktuell.

Heinrich Jährling, Melbourne

Mit großem Interesse habe ich den Bericht über die Tätigkeit von Dipl. Ing. Gottfried Borkowetz gelesen. Großartig, was er in seinem Leben geleistet hat. Er war oft auf Besuch in meinem Elternhaus in

Tsingtau, und ich kenne ihn noch als Onkel Borkowetz. Wir hatten seinerzeit angeblich einen der besten chinesischen Köche weit und breit, der auch österreichische Gerichte zaubern konnte, die Herr

Borkowetz bevorzugte. Er war auch bei meiner Taufe am 9. Januar 1926 dabei, wie das beiliegende Foto beweist. Ich bin einige Male auf dem Weg nach Peking über die Huangho-Brücke gefahren, das letzte Mal 1982, und hatte keine Ahnung, daß Herr Borkowetz sie erbaut hatte.

Karl-Heinz Ludwig, Wien

Anmerkung: Dr. Karl Ludwig, der Vater des Täuflings, war mehr als zwanzig Jahre als Chemiker in Tsingtau tätig, zuletzt als Technischer Leiter von „The Laoshan Iltis Mineral Water Co.“. Sein medizinisches Mineralwasser erhielt den Namen „Dr. Ludwig's ALCA“. Dazu ließ sich Georg Semper von Melchers & Co. den folgenden Vers einfallen: „Es surrt der Kopf, es kneift der Bauch, in allen Gliedern zuckt es auch, bei diesem Aufruhr der Natur hilft Dr. Ludwig's ALCA nur.“



*Taufgesellschaft am 9. Januar 1926 in Tsingtau
v.l.: Gottfried Borkowetz, Sr. Hertha Plappert (Hebamme), Pastor Dr. Wilhelm Seufert, Therese Engelter, die Eltern Marianne und Dr. Karl Ludwig, Frieda Valder, Laura und Hugo Siebold, Beatrice Seufert, Peter Pütz, Dr. Ludwig Engelter sitzend mit dem Täufling
Quelle: StuDeO-Fotothek P4607*

Bei einem ersten Durchblättern fiel mir der Aufsatz von Frau Ruth Eckhardt über das Deutsche Hospital in Peking auf. Da ich dort 1937 geboren wurde, habe ich den Artikel sofort mit großem Interesse gelesen. Dr. Stickforth habe ich noch vor vielen Jahren in Kronberg i.Ts. besuchen können. Der Name Dr. Eckert war mir auch ein Begriff, sowie der hier nicht erwähnte Prof. Huwer. Von den Diakonissen ist mir immer noch der Name

„Oberschwester Anna“ im Gedächtnis. Das Bild des Hospitals und die Luftaufnahme haben meine Frau und unsere Töchter sehr interessiert. Zur Information: Ich habe für 1½ oder 2½ Jahre die Deutsche Schule in Peking besucht, und zu Weihnachten korrespondiere ich noch mit dem damaligen Schulleiter, Herrn Dr. Weiß.

Marino Riva, Pavia/Italien

Suchanzeigen

Kann jemand Auskunft geben über **Oskar Speck**, der, aus Ulm stammend, 1932 mit dem Kajak nach Australien aufbrach? Er traf dort – wohl die niederländisch-indische Inselwelt durchquerend – erst 1939 nach Kriegsausbruch ein und wurde sofort

interniert. Nach seiner Entlassung blieb er in Australien und reüssierte später im Opal-Geschäft.

Auskünfte und Hinweise bitte an Renate Jährling,
Eichenau

Kann jemand Auskunft geben über **deutsche** Piloten, Fluglehrer, Bordmechaniker, Funker und anderes deutsches Personal, die außerhalb der deutsch-chinesischen Fluggesellschaft „Eurasia“ in China im **Flugwesen („aviation“)** in den Jahren 1918 bis

1941 tätig waren? Von Interesse wären auch Fotos, Bordbücher und ähnliche Dokumente.

Auskünfte und Hinweise bitte an Renate Jährling,
Eichenau

Gesucht werden Ausgaben der in Tientsin erschienenen „**Deutschen Zeitung in Nordchina**“ aus dem Zeitraum Mai 1941 bis Mai 1945 für ein Projekt deutscher Bibliotheken zwecks Digitalisierung, das von einem StuDeO-Mitglied finanziert wird. Geeignet sind am besten Originale, die kei-

nesfalls beschädigt und nach Verarbeitung zuverlässig zurückgegeben werden. Wer solche Unterlagen, auch evtl. nur seitenweise oder auch notfalls in Form von Fotokopien besitzt, möge sie der Redaktionsleitung von StuDeO-INFO zusenden.

Buchempfehlungen

Renate Jährling

Hornfeck, Susanne / Ma, Nelly: Die acht Schätze der chinesischen Heilküche. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2004, 190 S. ISBN 3-423-34125-4. – € 9,50.

Es handelt sich nach ihrem Erstling „Chinesische Heilmittel“ um das zweite Buch der Autorinnen mit verwandtem Ansatz. Die traditionelle chinesische Medizin kennt acht wahrhafte „Schätze“, die auf genußvolle Weise Gesundheit und ein langes Leben fördern: Ingwer, Soja, Rettich, Knoblauch, Frühlingszwiebeln, Chinakohl, Pilze und Sesam. Es zeigt auf, wie sich mit den acht „Schätzen“ bei geringem Aufwand köstliche Gerichte zubereiten lassen.

Humburg, Martin / Bonatz, Dominik / Veitmann, Claus (Hrsg.): Im „Land der Menschen“. Der Missionar und Maler Eduard Fries und die Insel Nias. Bielefeld: Verlag für Religionsgeschichte 2003, 127 S., reich illustriert. ISBN 3-89534-493-1. – € 19,00.

Das Begleitbuch zur Ausstellung unter demselben Titel macht uns vertraut mit Eduard Fries, der seit Ende des Jahres 1903 auf der Insel Nias vor der Westküste Sumatras als Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft wirkte. Er lebte dort mit seiner Familie siebzehn Jahre lang. Den Prozeß seiner Annäherung an die zunächst fremde Welt hat er selbst dokumentiert, indem er gemalt und gezeichnet und in Hunderten von Privat- und Rundbriefen ausführlich in die Heimat berichtet hat.

Die sieben Kapitel des eindrucksvollen Buches ermöglichen einen Blick in seine Biographie, geben eine abgewogene Bewertung seiner Tätigkeit als Künstler und Kartograph einerseits und seiner eigentlichen Aufgabe als Missionar andererseits, beschreiben die Geschichte und die Mythen der Insel und wie das Aufeinandertreffen der Kulturen sich vollzog.

Krüger, Karl: Von Potsdam nach Tsingtau. Erinnerungen an meine Jugendjahre in Uniform 1904-1920. 2001, 256 S., illustriert. ISBN 3-8311-1833-7. – € 19,80.

Zu beziehen über den Buchhandel oder beim Herausgeber: Jürgen Krüger, Hagener Weg 117, 27572 Bremerhaven.

In seinen Erinnerungen beschreibt der 1892 geborene Vater des Herausgebers seine Erziehung im Großen Königlichen Militärwaisenhaus Potsdam und seine darauf folgende Militärzeit sehr anschaulich. Als Angehöriger der Matrosenartillerie Kiaut-

schou wurde er zweimal, 1911 und 1914, nach Ostasien abkommandiert. Beim zweiten Mal geriet er unmittelbar in die Kampfhandlungen mit den Japanern, denen sich die fünfjährige japanische Gefangenschaft in den Lagern Fukuoka und Narashino anschloß.

Saga, Jun'ichi (Hrsg.): Von Stroh und Seide. Erinnerungen aus Japans Provinz nach der Jahrhundertwende. Göttingen: Edition Peperkorn 1994, 299 S. ISBN 3-929181-03-7. – € 9,80.

Vereinigt sind hierin 58 Erzählungen, in denen sich die älteren Einwohner der japanischen Kleinstadt Tsuchiura (nördlich von Tokyo gelegen) an ihre Jugend im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts erinnern. Bauern und Fischer, Kaufleute und Handwerker kommen ebenso zu Wort wie Hausfrauen oder Geishas, die offen über ihr Leben berichten. Unterhaltsame Anekdoten wechseln mit spannenden Abenteuern und nüchternen Berichten aus dem Arbeits- und Alltagsleben. – Das Buch wurde mehrfach ausgezeichnet.

Shanghai, Lucky City. Ein Portrait von Hamburgs Partnerstadt. Fotos: Achim Sperber, Texte (*deutsch und englisch*): Hilke Veth, Hamburg 2004, 131 S. – € 15,00.

Zu beziehen ist der Ausstellungskatalog bei Achim Sperber, Brahmsallee 16, 20144 Hamburg, Tel. 040-7239070

Drei Monate waren der Fotograf Achim Sperber und die Autorin Hilke Veth auf den Straßen Shanghais unterwegs, um Bilder für die Ausstellung in Hamburg einzufangen. Die Bilder sind gruppiert nach den Themen: Architektur (Blickwinkel Bau-Mix), Straßenleben (Nebeneinander von Tradition und Moderne), Bühne Shanghai (Individuen in der Masse), Shanghai gespiegelt (im Spiegel eine überraschende Ansicht).

Thöns, Bodo: Die Transsibirische Eisenbahn. Die frühen Jahre 1900 bis 1916. Erfurt: Sutton Verlag 2004, 127 S. ISBN 3-89702-632-5. – € 18,90

Der Verfasser stellt in seinem Bildband aus der Reihe „Auf Schienen unterwegs“ die Frühgeschichte der „Transsib“ vor – überwiegend am Beispiel zeitgenössischer Fotografien und Postkarten, die er durch knappe Erläuterungen ergänzt. Der Grundstein für die 7.500 km lange Strecke zwischen dem Ural und der Pazifikküste wurde 1891 in Wladiwostok gelegt. Nach fünfundzwanzig

zigjähriger Bauzeit fand das Jahrhundertprojekt im Oktober 1916 mit der Einweihung der gigantischen Eisenbahnbrücke über den Amur seinen Abschluß.

Postcard of the Qing Dynasty. Beijing: Verlag der China Renmin Universität 2003, 263 S. ISBN 7-300-05219-3/J 97.

Eine Sammlung kolorierter Postkarten aus China,

entstanden zwischen 1898 und 1912, die seinerzeit von Europäern – oft von Deutschen – „nach Hause“ geschickt wurden. Das Buch präsentiert die Postkarten eher in einer künstlerischen Anordnung als systematisch. Obwohl der chinesische Text den meisten verschlossen sein dürfte, kann man sich doch an den diversen historischen Bildmotiven erfreuen.

Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

Wir freuen uns über dreizehn neue Mitglieder, die wir gern in unseren Reihen begrüßen:

Gisela Buschbeck geb. Müller (Kobe 1937-1947)

Heddy Erler

Roland Framhein (Tientsin 1946-1951)

Roswitha Gehrmann (Großeltern 1900-1919 in Tsingtau und Tientsin)

Dr. Susanne Hornfeck (Sinologin, Taipeh 1989-1994)

Inge Huetter geb. Mohrstedt (Tsingtau und Shanghai 1926-1946)

Dr. Thomas F. Jordan (Tokyo 1931-1947, 1975-1981, seit 1985)

Kirsten Reichler geb. Neukamp (Vater und Großeltern in Tsingtau)

Helmut W. R. Rothkegel (Peking 1912-1923)

Dr. Inga Streb (Japanologin, Tokyo 1973-1976, 1979-1995)

Ilse Vornhecke geb. Husmann (Sumatra 1935-1941, Shanghai 1941-1946)

Ina Walther-Weisbeck geb. Bornhorst (Kobe 1941-1944, Tientsin/Peitaiho 1944-1947)

Dr. med. Ludwig Zumfelde (Peking 1942-1946)

◆ Satzung

Die auf der Mitgliederversammlung Dresden beschlossenen Satzungsänderungen wurden vom zuständigen Amtsgericht bestätigt. Die nunmehr gültige Satzung, Stand: 22. August 2004, geht den Mitgliedern mit diesem Heft zu.

◆ Archiv

Wieder ist viel wertvolles Material zugegangen, wofür herzlich gedankt sei. Als besonders bemerkenswert seien erwähnt: fünf Bücherpakete mit überwiegend wissenschaftlichen Werken aus der Ostasien-Bibliothek von Wolfgang de Beauclair (USA) sowie diverse Bücher, Zeitdokumente und Fotos, die uns Helga Oehm, Hellmuth Pflüger und Dieter Utech zukommen ließen. – Von Herbert Parker erhielten wir u.a. zwei Zeugnishefte seiner Mutter Ingeborg Börter, ausgestellt von den Deutschen Schulen Tsingtau und Tsinanfu, dazu viele

Kopien von Familien- und Schulfotos. – Von Uta Schreck erreichte uns eine Sendung mit Kunstdrucken und einem Bildband über ihre Mutter, die Wiener Malerin Emma Bormann, die 1938 nach China ausreiste und später zwanzig Jahre in Japan lebte. – Manfred Müller schickte seine Erinnerungen an Java und Kobe, betitelt: „Fremd unter Fremden (1932-1947)“, eine umfangreiche, reich illustrierte Broschüre. – Von Hans-Otto Rittich kam eine CD mit den Memoiren seines Vaters, des auf Sumatra tätig gewesenen Missionsdiakons Karl Robert Rittich, die er bewußt mit seiner Internierung am 10. Mai 1940 enden läßt. Ergänzt werden sie durch Hans-Otto Rittichs eigene Erinnerungen an die Zeit danach auf Sumatra und in Kobe. – Ursula Reinhardt überließ uns ein Manuskript mit Erinnerungen an ihre Eltern Gretel und Wilhelm Schläger, an ihre Großeltern Dora und John Rabe und an ihre Kindheit, die sie in den 30er Jahren in Peking verbrachte. – Henning Blombach übergab eine kleine Sammlung hübscher Gegenstände chinesischer Volkskunst, u.a. eine holzgeschnitzte Rikscha. – Horst Bernhard stiftete für das Wolfgang Müller Haus eine komplette gebrauchte Computeranlage einschließlich Scanner, Brenner und Drucker.

◆ Hinweise und Bitten

Aus mancherlei Anlaß sei daran erinnert, wie in folgenden Angelegenheiten zu verfahren ist, um unnötigen Mehraufwand möglichst zu ersparen. Also:

Beitrittserklärungen an die Schriftführerin richten. Überweisungen auf das StuDeO-Konto in Hannover vornehmen.

Schecks – notfalls Bargeld – zu Händen des Schatzmeisters (Ausnahme: in Nordamerika an Hilmar Haenisch) senden.

Manuskripte – auch solche zur evtl. Veröffentlichung – der Archiv-Sammelstelle übermitteln.

Adreß-Änderungen bitte alsbald der Stellv. Vorsitzenden melden (das erspart auch neuerdings fällige Rücksendegebühren und deren lästigen Einzug).

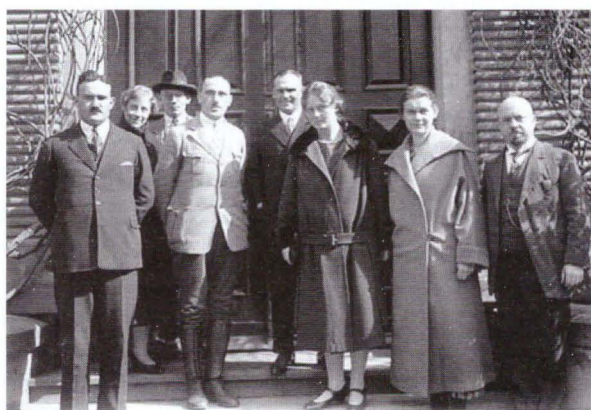
◆ Versand der INFO-Hefte

Den Versand der INFO-Hefte besorgt jetzt dankenswerterweise Wriedt Wetzels, seit Herbst 2004 auch Mitglied des Redaktionsteams – anstelle von Wilma Baumberger, der auch hier noch einmal vielmals gedankt sei. Ab sofort werden zwecks

Zeit- und Kostenersparnis sämtliche Hefte von Deutschland aus direkt versandt. Den bisher für die Weiterverteilung Zuständigen, Hilmar Haenisch (Nordamerika), Horst-Harold Smith (Südamerika) und Herbert Parker (Australien), gilt für ihren langjährigen Einsatz großer Dank.

◆ Fotothek

Wir bitten um Hilfe bei der Identifikation der beiden Fotos. Bekannt sind lediglich die unter dem jeweiligen Bild angegebenen Daten. Auskünfte und Hinweise bitte an *******, Eichenau



Shanghai 1928. Grundschullehrerin Berta Trumpf, (2. v. li.) Pastor Ewald Krüger (4. v.li., mit heller Jacke) P1554



Lehrerkollegium der Kaiser Wilhelm Schule Shanghai 1928. Schuldirektor Dr. Dietrich Weber (Mitte mit Brille), Pastor Ewald Krüger, ganz rechts. P1555

(*) Hinweis:** der Klarnamen des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO	2
Grußadresse des Vorsitzenden	3
Gustav Selig: Meine Besteigung des Fujinoyama im August 1900 (2. Folge)	4
Edith Heinisch-Lindmeyer: Unsere chinesische Dienerschaft, 1. Teil	6
Manfred Müller: Erinnerungen an meine Kindheit in Soerabaja und an unser Hauspersonal	9
Martin Hudec: Die älteste Schülerin der KWS Shanghai ist gestorben. In memoriam meiner Eltern Gisella und Ladislav Hudec	10
Helene Kühl: Die „Hindenburg-Schule“ in Harbin	13
Hans Otto Rittich: Erinnerungen eines damals Vierzehnjährigen an das Kriegsende in Kobe	15
Fridolin Berthel: Im Dienst auf U-183	17
Eva Skoff: Die letzten Kriegsmonate in Tientsin, gespiegelt in den Tagebuchnotizen einer Achtzehnjährigen	19
Auszug aus der Rede von Generalkonsul Fritz Wiedemann, gehalten am 9. Mai 1945 in Tientsin	21
Renate Jährling: Zum Tode von Iris Chang	23
Vermischtes: Zuschriften – Leserbriefe – Suchanzeigen	24
Renate Jährling: Buchempfehlungen	28
Vereinsnachrichten	29

Ostasien – Runde Hamburg

Um große Einladungsaktivitäten zu vermeiden, wollen wir an den Herbsttermin erinnern, zu dem wir uns zum fröhlichen Zusammensein, Essen und Trinken treffen wollen, und zwar am Sonnabend, dem 22. Oktober 2005 um 12.00 Uhr mittags bei

Ni Hao

in der **Wandsbeker Zollstraße 25-29**
Anmeldung bitte bis eine Woche vor dem Termin bei
Peter Cortum

Chinarunde München

Wir erinnern an den Termin

Samstag, 5. November
um 12 Uhr im

China Restaurant CANTON

Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2
Anmeldungen bitte richten an:
Marianne Jährling
Renate Jährling ***

**Ostasiendeutsche/freunde
von überall herzlich willkommen!**



Unsere Mitglieder

Detlef und Ute von der Lühe stellen ihr Landhaus Schloß Közlów vor.

Am Park 5
18334 Dettmannsdorf-Közlów
Tel. 038228-619-0
info@schloss-koelzow.de
www.schloss-koelzow.de

Herzlich willkommen im **Landhaus Schloß Közlów** ! Der Stil unseres Hauses und die Ruhe heiler Natur bieten Entspannung und Muße und laden ein, sich einem vielfältigen, dabei unaufdringlichem Angebot von Aktivitäten – oder erholsamem Nichtstun – hinzugeben. Im Haus wohnen Sie mit Möbeln, die Ihnen aus China vertraut sind. Für **StuDeO-Mitglieder** haben wir bis Ende Mai Vorzugskonditionen: Übernachtung mit Frühstück ab 30,00 € pro Person

Hüttentreffen: Das diesjährige Treffen in Achenkirch findet vom **7. bis 15. August** statt.

Anmeldung bitte bei Rudolf Dusing,

Wolfgang Müller Haus

Machen Sie Urlaub in der kleinen Gemeinde Kreuth im Wolfgang Müller Haus inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wanderwegen befindet sich ringsum, und für Sportlichere bieten hohe Berge und steile Bergspitzen hübsche Anreize. In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, befindet sich der Tegernsee. An Regentagen oder bei stürmischem Wetter bieten Bücher und Spiele sowie eine Stereoanlage willkommene Möglichkeiten zur Muße. Wenn Sie im Archiv recherchieren wollen, genießen Sie zugleich ein paar ruhige Tage. Unkostenbeitrag pauschal 25,00 € pro Tag. Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Renate Jährling oder *** (s. Seite 2).



(*) Hinweis:** der Klarname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe